DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 102

DM 1.50

Printed in Germany

Die Finsterlinge von Krosh



Nr. 102

Die Finsterlinge von Krosh

(Gefangener in zwei Welten 2)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark und Carminia Brado sind in eine geschickt aufgestellte Falle getappt: Molochos, der Dämonenfürst, hält sie in seinem Ewigkeits-Gefängnis fest. In einem Netz, das sie weder leben noch sterben läßt, existieren sie auf einer Grenze zwischen Wachen und Träumen. Björn Hellmark ist es noch gelungen, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen. Mit ihm wollte er Ihre prekäre Situation noch verändern. Aber Macabros wurde weit in Raum und Zeit geschleudert und landete – erfüllt mit Hellmarks Geist und Willen – in der fernen Vergangenheit der Insel Xantilon. Dort - genau 8734 Jahre vor der Zelt des Untergangs der legendären Insel, erkennt er, daß er der Gefangene zweier Welten ist. Als Hellmark befindet er sich in der Gegenwart, wird festgehalten im Ewigkeits-Gefängnis, als Macabros durchstreift er die Vergangenheit eines chaotischen Xantilon, von dem nie in einem Geschichtsbuch berichtet wurde. Macabros' Hoffnung ist das Schmieden der Legende um den »Toten Gott« und die Suche nach dem geheimnisvollen »Singenden Fahsaals«, mit dem er eine Wende einer prekären Situation herbeiführen kann…

Sie hingen in einem Netz, das nicht auf der Erde entstanden war, und das Unglaubliches vermochte. Es hinderte sie daran, zu leben – aber auch zu sterben…

Das Netz kettete sie auf einer Grenze zwischen Wachen und Träumen. Die Gefangenen waren niemand anders als Carminia Brado, die reizende Brasilianerin, und Björn Hellmark, der Herr von Marlos, jenem rätselhaften Eiland zwischen Hawaii und den Galapagos, das keine Karte der Welt verzeichnete.

Marlos – war unsichtbar. Nicht mal mehr in ihrem Bewußtsein stieg die Erinnerung an diese paradiesische Welt auf. Nur eines war geblieben: die Sehnsucht nach Freiheit, Licht und Leben.

Genau dies verwehrte aber ihr unbarmherziger Gegner. Er kontrollierte sie vollkommen…

Vollkommen?

Er wußte nichts von dem Augenblick, da Björn Hellmark in einem verzweifelten Anlauf noch versucht hatte, mit Hilfe seines Doppelkörpers eine Wende des grausamen Schicksals herbeizuführen. Dabei war Macabros über Räume und Zeiten hinweggeschleudert worden und in der fernsten Vergangenheit der Insel Xantilon angelangt.

In Björn Hellmarks Bewußtsein regte sich etwas. Erinnerung…

Schwach und fern sah er Bilder und schien zu erkennen, daß es eine Möglichkeit gab, aus dem Ewigkeits-Gefängnis zu fliehen. Vorausgesetzt, daß ihm die Zeit dazu blieb und die Gelegenheit geboten wurde…

Aber dann war wieder alles Grau in Grau, und er meinte zu träumen.

Doch seine Träume – waren die Wirklichkeit.

*

Sie waren zu dritt.

Bolonophom, der auf einem merkwürdigen Tier ritt und flog, der Priester mit der hellen Haut und dem dunklen Gewand – und der Mensch, der nicht aus Fleisch und Blut bestand, sondern aus einer feinstofflichen Substanz, die sich hier in dieser fernen Zeit verdichtet hatte. Das war Macabros. Und Hellmarks Psyche erfüllte ihn.

Macabros war Björn Hellmarks Doppelkörper. Die Tatsache, daß sein Zweitkörper sich auf Xantilon, der Insel der Vergangenheit bewegte, wurde dem gefangenen Mann von Marlos in der tiefsten Tiefe seines Unterbewußtseins in schwachen Umrissen sichtbar und fühlbar. Er, der durch eine Hinterlist des fast allmächtigen Dämonenfürsten Molochos in eine schlimme Falle gegangen war, glaubte zu träumen.

Da war die Landschaft… Düster glühend und scheinbar endlos. Ferne, kegelförmige Berge, auf denen kein Baum, kein Strauch wuchs, begrenzten den Horizont.

Da war der Fluß. Er war wie Glas, und sie schritten wortlos darüber hinweg. Der schwarze, glatte Untergrund war wie eine Straße, die sich unter ihnen hinwegschlängelte.

Bolonophom, der Mann aus der Wüstenstadt Varone, ging nicht zu Fuß.

Nach dem Eindringen in den zyklopischen Götzen war er auf einem jener merkwürdigen Reit- und Flugtiere, die er als ›Llonoll‹ bezeichnete.

Das Tier war dunkel und raubtierhaft wie ein Panther, hatte weiße Augen mit punktförmigen, schwarzen Pupillen und war aufgezäumt wie ein Pferd. Das Besondere an einem Llonoll war, daß er glatte, fleischige Flügel von beachtlicher Spannweite hatte.

Sein schwerer Körper bewegte sich - mit dem Gewicht des Reiters belastet - dennoch leicht und beinahe elegant durch die fremdartig glimmende Luft.

Bolonophom war den beiden »Fußgängern« auf dem erstarrten Schwarzen Fluß stets einige Längen voraus.

Er hielt Ausschau nach dem Zug der Gefangenen, die von einem primitiven Eingeborenenstamm enthauptet und dann von eingeweihten Priestern kopflos in die Welt im Innern eines rätselhaften Steingötzen geführt worden waren. Was dort aus ihnen wurde, wußte niemand.

Hier, im Innern einer Ritualwelt, der alle Anzeichen des Fremdartigen, Nichtirdischen, Bizarren anhafteten, geschah aber noch mehr.

Die Frauen aus der Stadt Varone und anderen Wüstenstädten und -dörfern gehorchten von Zeit zu Zeit einem geheimnisvollen hypnotischen Ruf. Dann ließen sie alles liegen und stehen, verließen die Menschen, die zu ihnen gehörten und die sie liebten, und kamen in die Wildnis zu den Eingeborenen, die Kannibalen waren.

Doch die Frauen waren nur Mittel zum Zweck, eine geheimnisvolle, gräßliche Gottheit zu besänftigen. Sie waren als lebende Opfer auserkoren.

Bolonophom und Macabros hatten die »Opferschalen« gesehen. Die Priester der Eingeborenen hatten sie ihnen gezeigt.

In flachen Mulden standen die als Opfer auserkorenen Frauen und warteten auf ihren Tod. Wann er eintrat, wußte niemand. Sie konnten die Mulden nicht verlassen.

Irgendwann kam der vielarmige Schatten aus der Tiefe des erstarrten Flusses und nahm sich eine Auserwählte mit. In der Unterwelt lebte der große »Schlafende«. Es handelte sich bei ihm

offensichtlich um ein monströses Wesen, das die menschliche Vorstellungskraft sprengte. Weder Bolonophom noch Macabros konnten sich ein Bild von ihm machen.

Und der Priester mit Namen Kophas, den Macabros überlistet hatte und als Gefangenen vor sich herführte, hatte sich unter Druck bereit erklärt, sie an die Stelle zu führen, wo die Opfer dargebracht wurden.

Kophas war ein großer Mann mit heller, an Kaffeesahne, erinnernde Haut. Die Eingeborenen, zu deren Volk er gehörte, waren gedrungener, dunkler und gut zwei Köpfe kleiner.

Beobachtungen, die Bolonophom und Macabros gemacht hatten, ließen den begründeten Verdacht zu, daß die Priester einer anderen Rasse entstammten und vor langer Zeit möglicherweise von den Sternen gekommen waren. Sie waren Nachkommen jener Sternenfahrer und besaßen eine offensichtliche Verwandtschaft zu dem geheimnisvollen Schlafenden in dem Schwarzen Fluß.

Die Priester und der Menschenopfer fordernde Götze gehörten einem Volk an. Kophas selbst hatte dies indirekt bestätigt.

Durch die gräßlichen Opfer wurde der »Schlafende« zufriedengestellt, und er lieferte dafür offenbar eine Art biogenetischer oder magischer Energie, die die Priester unter anderem in die Lage versetzten, über dem Erdboden zu schweben oder mit reiner Geisteskraft Halluzinationen entstehen zu lassen.

Jede Art von Veränderung unterdrückte Macabros damit, indem er das Henker-Schwert des von ihm überrumpelten Priesters hautnah am Nacken seines Gefangenen liegen hatte.

Kophas fürchtete die Klinge.

»Wie lange dauert es noch?« stellte Macabros unvermittelt die Frage. »Wann sind wir am Ziel?«

Er spürte noch keine Müdigkeit, aber sein Gefühl sagte ihm, daß sie seit mindestens zwei oder drei Stunden unterwegs waren.

»Es dauert noch seine Zeit«, erhielt er zur Antwort.

Kophas warf aus den Augenwinkeln einen Blick auf den großen blonden Mann an seiner Seite. Der Fremde war ihm unheimlich. Zweimal war er dem sicheren Tod entgangen, war sogar unverletzt geblieben.

»Wir könnten bestens zusammenarbeiten«, sagte Kophas plötzlich. Er blieb stehen. »Wir haben beide Macht. Vereinigte Kraft – ist doppelte Kraft…«

»Ich möchte die meine nicht für Zwecke einsetzen, die ich nicht gutheißen kann«, entgegnete Macabros. Er dachte an Bolonophoms Rasse, die unter den Absichten der Priester und der primitiven Traphilen große Verluste hinnehmen mußte. Und es ging ihm auch nicht aus dem Sinn, daß sie nun schon so lange unterwegs waren, ohne an die Stelle gestoßen zu sein, an denen sie die Opferbereiten

und den Zug der Kopflosen gesehen hatten. Wie eine Fata Morgana waren diese Bilder offensichtlich durch die Geisteskraft der sieben, Priester herbeigeholt worden, um sie einzuschüchtern und zu verängstigen.

Die wirklichen Ereignisse fanden fraglos viele Kilometer vom Eingang des steinernen Götzen entfernt statt.

Der steinerne Götze war ein Koloß, der rund dreißig Meter hoch war und einen Durchmesser von zwanzig Metern hatte.

Dies alles mußte Schein sein. Die wirkliche Welt – ungezählte Kilometer tief und breit – lag im Innern des steinernen Zeugen aus einer fernen Zeit. Die Grenzen des Raumes schienen hier im Innern aufgelöst…

Vielleicht hatten sie längst eine andere Dimension erreicht, ohne daß sie es bemerkt hatten.

»Ich kann kaum noch gehen, wir müssen eine Rast einlegen«, machte Kophas sich wieder bemerkbar. Man sah ihm die Strapazen an, die der lange Fußmarsch durch die fremde Welt bewirkt hatte.

Macabros nickte. »Einverstanden. Wir werden die Zeit nutzen, Kophas.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe noch einige Fragen an dich. Du bist bisher nicht sehr mitteilsam gewesen…«

Noch während Macabros sprach, gab er dem auf dem Llonoll heranschwebenden Bolonophom ein Handzeichen.

Mit sanftem Schenkeldruck beeinflußte Bolonophom sein Reit-Flugtier. Die pantherähnliche Raubkatze spreizte weit die fleischigen Flügel und kam auf Samtpfoten lautlos auf.

Der Boden unter Macabros' Füßen erzitterte leicht beim Aufsetzen.

Mit fester Hand klopfte Bolonophom an den Hals des Tieres, das ein leises, zufriedenes Schnurren hören ließ.

Dann gesellte sich der Mann vom Loark-Stamm zu Macabros und dem Priester Kophas.

»Das scheint 'ne größere Sache zu werden«, meinte Bolonophom. »Soviel Zeitaufwand habe ich mir nicht vorgestellt. Es sah alles so nah' aus…«

»Hast du von deiner luftigen Warte aus nichts entdeckt, was auf die Nähe der Entführten und der Armee des Todes, die uns gezeigt wurde, schließen läßt?« fragte Macabros.

»Nein. Keine Spur…«

»Es ist noch sehr weit«, warf der hellhäutige Priester ein. »Zwischen dem, was man sieht – und dem, was man greifen kann, liegen große Entfernungen.«

»In deinem eigenen Interesse hoffe ich, daß das Ganze nicht wieder nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen ist«, murrte Bolonophom.

»Erst schickst du uns eine Eliva, die schönste Frau aus Varone, und sie ist in Wirklichkeit nur eine Fata Morgana, und dann läßt du uns Opfer und Getötete sehen, die in einem langen Zug durch eine unwirtliche Landschaft wandern… unwirtlich, das ist in der Tat das richtige Wort«, nickte er aufgebracht und sah sich suchend um. »Hier gibt’s keine Frauen, nichts zu essen und zu trinken. Ich hab’ ’nen Bärenhunger, und außerdem…«

Macabros schüttelte den Kopf, und sein neuer Freund schwieg sofort, als er diese Geste sah. »Unterbreite keine Vorschläge, Bolonophom. Sonst läßt er uns ein paar Sachen sehen, die uns nur verwirren.«

Macabros drückte es scherzhaft aus, doch der Inhalt seiner Worte spiegelte den Ernst wider.

Sie wußten in der Tat sehr wenig über den Priester Kophas.

Das Wichtigste an seiner Person hatte er zu einem Zeitpunkt, als er glaubte, Bolonophom und Macabros überlistet zu haben, selbst in Triumph preisgegeben.

Er nannte sich der >Oberste der Siegelbewahrers er war ein ›Wiederbringer‹, der alles daransetzte, den Schlafenden in den erstarrten Fluten zu rufen und zu erwecken. Der Geheimnisvolle ohne Namen sollte nach Kophas’ Vorstellungen die Herrschaft über Xantilon antreten. Die Wünsche des Schlafenden wurden erfüllt, um die geistige Kraft in der Tiefe des Flusses abzusaugen, um die Priester selbst mit dieser Kraft zu versehen.

Kophas aber wußte noch mehr. Und nach dem langen Marsch sprach Macabros ihn darauf an.

Mehr noch als Bolonophom brannte ihm die Zeit auf den Nägeln. Macabros wußte nicht, wieviel ihm zur Verfügung stand.

Solange er existierte, solange die geistige Kraft aus dem im Schreckenszentrum Rha-Ta-N’mys gefangenen Originalkörper ihn mit Leben versah, war die Chance gegeben, daß er seinen Auftrag erfüllte. Durch ein ausführliches Kontaktgespräch mit seinem Geistfreund Al Nafuur wußte er in allen Einzelheiten über seine Situation Bescheid.

Er bewegte sich im Xantilon der fernsten Vergangenheit. Bewußt erlebte er die graue Vorzeit der Insel mit, als rätselhafte Dinge vorgingen, die in keinem Geschichtsbuch zu finden waren.

Es war die Zeit, in der die Legende vom ›Toten Gott‹ aufkam…

Bolonophom hatte ihn, Macabros, als ›Gott‹ bezeichnet, weil er unverletzbar schien. Ein Körper aus ätherischer Substanz ließ sich nicht mit einem Schwert, nicht durch Feuer und Gift auslöschen…

Und doch war er vernichtbar.

In dem Augenblick, da er in seiner Persönlichkeit als Björn Hellmark starb, würde es auch keinen Zweitkörper mehr geben, der von ihm über Räume und Zeiten hinweg getrennt und doch eng

verbunden war…

Al Nafuur hatte gewarnt, leichtfertig und oberflächlich zu sein. Macabros mußte die Dinge provozieren, sich ins rechte Licht setzen, um die Legende zu gründen. Dazu gehörten mutige, außergewöhnliche Taten und Abenteuer - und vor allem das Auffinden des rätselhaften Dinges, das Al Nafuur mit den Namen »Singendes Fahsaals« bezeichnet hatte.

Was es war, wo es sich befand – das wußte niemand. Nicht mal Kophas war darüber informiert, obwohl auch er ein großes Interesse daran hatte, es zu erbeuten. Doch aus einem anderen Grund als Macabros.

Der wollte das »Fahsaals« in das Ewigkeits-Gefängnis Molochos' bringen, wo Carminia und Björn gefangen waren. Das »Singende Fahsaals« war angeblich in der Lage, die Atmosphäre des Bösen vollständig zu eliminieren.

Kophas dagegen wollte dieses geheimnisvolle Etwas vernichten. Aus einem verständlichen Grund. Er beabsichtigte den Aufbau einer Herrschaft über alle Völker und Rassen, die 8734 Jahre vor der eigentlichen Zeitrechnung Xantilons existierten.

Kophas blickte auf den großen blonden Mann, der ihn unablässig mit dem eigenen, ihm entwendeten Schwert bedrohte.

Macabros hatte schnell herausgefunden, daß dieses Schwert offensichtlich Kophas' Eigeninitiative beträchtlich einschränkte.

»Du bist ein Fremder, ich weiß nichts über dich«, sagte Kophas. »Mein Wissen ist groß, aber deine Herkunft ist mir ein Rätsel…«

»Darüber, Kophas, wollte ich nicht mit dir sprechen. Ich will dir Fragen stellen. Wenn du sie zur Zufriedenheit beantwortest, kommen wir vielleicht noch zusammen. Es gibt immer einen Weg, Interessen miteinander zu verknüpfen…«

»Nicht immer, Fremder mit dem Goldhaar… Unsere Ziele stehen fest.«

»Das meine ich auch.«

»Dann kommt es darauf an, wer der Stärkere ist.«

»Im Moment, Kophas, fühle ich mich stark. Erzähle mir etwas über das Land Krosh, in das die Kopflosen gehen…«

»Damit ist alles gesagt… Krosh ist ein Rätsel in sich selbst. Wir tun nur, was der Gott in der Tiefe, der Große Schlafende von uns verlangt…«

»Wie verkehrt er mit euch? Auf welche Weise erkennt ihr sein Verlangen? Spricht er mit euch?«

»Ja. Mit uns Priestern… und wir geben die Wünsche an die weiter, die zum Herrschervolk auserkoren sind.«

»Ihr rottet ganze Stämme, andere Völker aus, Kophas…«

»Nur der Starke ist mächtig. Wer sich nicht beugt – ist verloren. So

schreibt es das Gesetz vor.«

»Wessen Gesetz, Kophas?«

»Das der Väter.«

»Es ist ein törichtes und grausames Gesetz. Xantilon ist groß genug. Alle haben Raum und Leben.«

»Nicht der Schlafende.«

»Berichte mir mehr über ihn.«

»Ich würde es gern tun, nur um dich von deinem wahnwitzigen Plan abzubringen. Aber mir sind die Hände gebunden. IHN kann niemand beschreiben. Er ist in der Schattenwelt zu Hause. Wer dort eindringt, wird IHN natürlich sehen. Doch derjenige wird keine Gelegenheit mehr haben, seine Eindrücke zu schildern. Noch niemand ist je aus dem Schattenreich zurückgekehrt. Und was E R, der Schlafende, mit den Opfern macht, wissen wir nicht…«

Es klang überzeugt. Entweder war Kophas ein hervorragender Schauspieler oder die Macht, der er diente, war tatsächlich so undurchsichtig und außergewöhnlich, daß er nichts darüber wußte.

Obwohl er einer der sieben Eingeweihten war. Genau sieben Priester, ›Bewahrer des Siegels‹, lebten im Dorf mit dem Steingötzen. Schon diese magische Zahl gab Macabros zu denken. Wußte Kophas doch mehr, als er zugab? Versuchte er nur, seine Widersacher abzulenken, in Sicherheit zu wiegen, um dann in einem geeigneten Augenblick…

Weiter kam Macabros nicht in seinen Überlegungen.

Es schien, als hätte es nur diese Gedanken bedurft und wären sie die Auslöser des Geschehens.

Das ohrenbetäubende Brausen zerriß die düstere, mit dunklem Rot geschwängerte Luft.

Der Boden unter ihren Füßen schwankte.

Bolonophom schrie auf.

Er versuchte noch, sich von dem glasartigen, schwarzen Untergrund zu erheben und zur Seite zu springen.

Zu spät!

Rauschend und gurgelnd stiegen schwarze Wellen rings um ihn herum auf, stürzten sich auf ihn wie ein Raubtier und rissen ihn mit.

Bolonophom und sein wenige Schritte entfernt auf dem erstarrten Fluß liegender Llonoll versanken in dem Strom, der aus seiner Versteinerung wie eine schlafende Bestie erwacht war…

*

Sie waren auf der Insel des Friedens - und doch war keiner mehr glücklich dort, seitdem man wußte, welch furchtbares Schicksal Carminia Brado und Björn Hellmark zuteil geworden war.

Die Freunde Rani Mahay, Danielle de Barteaulieé und Arson, der Mann mit der Silberhaut, waren fast ein Opfer Molochos' geworden. Nur die großartige Maschinerie von Arsons Zeitschiff hatte in letzter Sekunde verhindert, daß sich auch ihr Schicksal erfüllte.

Seit ihrer geglückten Rückkehr in letzter Sekunde, suchten sie in pausenlosen Gesprächen und Überlegungen einen Weg, zu den beiden Eingeschlossenen vorzudringen.

Es war eine Situation eingetreten, mit der keiner von ihnen gerechnet hatte. Molochos hatte Verrat begangen. Auf eine Weise, die vorher nicht zu durchdringen war.

Nun hieß es umdenken und sich auf die Kräfte konzentrieren, die ihnen zur Verfügung standen.

Außer ihrem Willen, alles zu unternehmen, gab es gewisse Hilfsmittel, deren sie sich dabei bedienen konnten.

Da war zunächst der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, ein Objekt, mit dessen Hilfe man andere Welten und andere Dimensionen aufsuchen konnte. Die Welt »hinter dem Spiegel« war dämonischer Prägung.

Es gab ein weiteres »Objekt«, das aussah wie eine natürliche Erscheinung.

In einem kleinen Palmenhain im Südosten der Insel Marlos lag der Geistspiegel des Hestus'.

Mit ihm ließen sich ungezählte Orte aufsuchen, die bis auf zwei in der gegenwärtigen Zeit der Erde lagen. Diese Orte waren als sogenannte »Dämonenstütz- und -treffpunkte« bekannt.

Doch weder das eine noch das andere kam in diesem Fall in Frage.

»Es steht fest, daß Carminia und Björn an einem Ort festgehalten werden, der für uns auf normale Weise nicht zugänglich ist«, sinnierte der kräftige Inder, ein Bär von einem Mann. »Wir wissen nicht, wo Rha-Ta-N'mys Schreckenszentrum liegt und wie wir gefahrlos dorthin gelangen können…«

Der Weg über Stonehenge hatte sich als Sackgasse erwiesen.

»Die Spiegel kommen nach unserem bisherigen Wissensstand nicht infrage«, sagte Arson nickend. »Einen weiteren Versuch über Stonehenge zu machen, erscheint mir zu riskant. Freunde, die selbst in Ketten liegen, können Carminia und Björn im Augenblick schlecht gebrauchen. Wir nützen ihnen nichts, wenn wir in Molochos' Hände fallen. Und die Ereignisse, in die wir gerieten, sprechen dafür, daß die Falle perfekt ist, die er errichtet hat und in die er auch uns zwingen wollte. Was das erste Mal mißlang, wird ihm beim zweiten Mal sicher nicht noch mal passieren… Wir müssen einen anderen Weg finden, um zu den Eingeschlossenen vorzudringen.«

Arson unterbreitete seinen Vorschlag sofort.

Als er geendet hatte, blickten Rani und Danielle ihn lange und

ernst an.

»Daß du irgendwann mal die Insel wieder verlassen würdest, war uns klar«, sagte der Inder. »Daß es allerdings unter solchen Umständen sein würde, hat keiner von uns geglaubt.«

Arson, der aus einer fernen Zukunft der Erde stammte, war wie alle in Björns Kreis ein Mensch, der schnelle Entschlüsse faßte und in die Tat umsetzte.

Er wollte mit dem Zeitschiff in seine Zeit zurückkehren und Recherchen über Hellmarks Schicksal anstellen.

Außerdem war eine ausführliche Inspektion der mattsilbernen Kugel, in der er reiste, dringend notwendig. Durch die geistigen Einflüsse aus dem dämonischen Bereich waren möglicherweise Schäden entstanden, die sich bei zukünftigen Unternehmen dieser Art fatal auswirken konnten.

Rani, Danielle, Pepe und Jim begleiteten den Mann mit der Silberhaut bis zu der Stelle, wo das Zeitschiff in der Sonne von Marlos schimmerte.

»Wir werden uns wiedersehen«, sagte Arson zum Abschied. »Unter hoffentlich anderen Umständen als jetzt. Sollte ich etwas auf meinen Patrouillen in Zukunft und Vergangenheit erfahren, werde ich umgehend zurückkehren…«

Rani und Danielle wären am liebsten mitgekommen. Doch sie sahen beide ein, daß es wenig Sinn hatte.

Sie wurden hier auf Marlos gebraucht. Jederzeit konnte eine Situation eintreten, die ihre Anwesenheit und ihre Entscheidung erforderte.

Darüber hinaus hatte Rani Mahay bereits einen Plan im Hinterkopf, den er auszuführen gedachte.

Sie reichten sich die Hände. Arson nahm Danielle in den Arm, Jim und danach Pepe, der unfähig war, ein Wort herauszubringen. Er, der sonst ein so loses Mundwerk hatte, blieb seltsam schweigsam. Er sah aus, als würge er an einem Kloß.

Daß Arson sie in dieser Ungewißheit verließ, fiel ihm sichtlich schwer.

Der Mann mit der Silberhaut stand noch drei Sekunden in der Öffnung des Zeitschiffes, winkte und lächelte ihnen zu. Dann trat er einen Schritt zurück. Lautlos schloß sich die Wand. Die Kugel war wieder dicht.

Eine halbe Minute später verschwamm das Zeitschiff vor den Augen der Zurückbleibenden.

Es sah so aus, als bilde sich ein Nebel, der immer dichter würde.

Dann war weder von dem Nebel noch von der Kugel etwas zu sehen.

Die Luft war wieder klar, und der Platz lag verlassen vor ihnen.

Arson hatte seine Reise in eine unbekannte Zeit begonnen – und was daraus werden würde, wußte zu dieser Stunde noch niemand von ihnen…

*

Wortlos wandten sie sich ab, als von dem Zeitschiff nichts mehr zu sehen war.

Sie gingen an den Strand zurück.

Rani wollte sein Unternehmen gleich starten.

»Du siehst so unternehmungslustig aus«, sprach die hübsche Französin zu ihm. »Du führst etwas im Schild…«

Er nickte. »Wir müssen alles unternehmen, was möglich und notwendig ist. Molochos hat Björn und Carminia in der Gewalt. Ob sie noch leben, entzieht sich unserer Kenntnis. Solange wir keine Gewißheit haben, ist es unsere Pflicht, alles daranzusetzen, sie herauszuholen. Molochos ist nicht nur hinter ihnen her. Er hat auch uns den Kampf angesagt. Das hatten wir nur eine Zeitlang vergessen… Wir haben's in dem Moment wieder zu spüren bekommen, als es ihm beinahe gelang, auch uns in sein Schattenreich zu ziehen.

Was er in Stonehenge vorbereitet hat, läßt sich nicht einfach niederreißen. Da sind Kräfte im Spiel, die wir vorerst nicht niederzwingen können, weil wir sie nicht kennen. Aber wir sollten Molochos einen Gefallen tun: uns sehen lassen. Überall in der Welt gibt es Möglichkeiten, einen Angriff zu starten. Mit einem Köder fängt man einen Fisch. Bieten wir uns als Köder an – ohne daß der Fisch jedoch zuschnappen kann.«

»Das ist einfacher gesagt, als getan.«

»Mit ein wenig Glück sollten wir das schaffen. Molochos will uns vernichten. Das ist sein erklärtes Ziel. Also wird er andere Mittel und Wege suchen, um uns in seine Netze zu ziehen. Da wir Stonehenge vorerst die kalte Schulter zeigen, bleibt ihm wohl nichts anderes übrig, als weniger gut vorbereitete Schritte zu unternehmen. Und darin liegt unsere Chance.«

»Aber auch die Gefahr«, murmelte Danielle. »Molochos ist listig. Ihn zu unterschätzen, wäre ein großer Fehler.«

»Das ist auch nicht meine Absicht, kleine Hexe«, entgegnete er. »Und mit deiner Anwesenheit in der Nähe sollte es eigentlich möglich sein, die Gefahr auf ein Minimum herabzusetzen.«

»Vielleicht wäre es an der Zeit, mich auch einzuweihen.«

»Aber das tu' ich ja die ganze Zeit schon«, seufzte Rani.

»Ich merke nichts davon. Bis jetzt hast du lediglich um den heißen Brei herumgeredet.«

»Wir unternehmen eine Reise ins Ungewisse – und zwar mit dem

Geistspiegel des Hestus, Danielle«, sagte er ernst. »Es gibt unzählige Möglichkeiten, wohin uns der Spiegel tragen kann. Von einem Punkt aus wird es uns gelingen, Kontakt zu dämonischen Schergen und Helfershelfern Molochos' aufzunehmen – oder sie bei ihren Vorbereitungen zu beobachten. Wir müssen einen eigenen Weg zu Carminia und Björn suchen. Stonehenge ist eine Einbahnstraße. In die Gefangenschaft oder in den Tod… Und wenn wir…«

Seine Augen verengten sich plötzlich, und sein Gesicht wurde starr wie eine Maske.

Nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt entstand plötzlich ein Schatten auf dem Strand.

Eine dunkle Gestalt materialisierte, taumelte nach vorn und war außerstande, sich auf den Beinen zu halten.

Der Ankömmling stürzte und blieb in verkrümmter Haltung auf dem weißen Sand liegen.

»Alan!« stieß Danielle hervor.

Schon während der Ankömmling fiel, rannten Rani und seine Begleiterin los.

Das Herz schlug ihnen bis zum Hals, als sie den Gestürzten erreichten und ihn auf die Seite drehten.

Alan Kennan lag mit dem Gesicht zum Boden.

Als sie den jungen Mann umdrehten,' gab Danielle einen Schrei von sich.

Alan Kennan war blutüberströmt!

Seine Augen schienen verklebt, seine Haut war aufgerissen, als hätte ihm die Pranke einer Raubkatze getroffen…

*

Er atmete nur schwach, war aber bei Bewußtsein.

Danielle stürzte davon in eine Blockhütte, holte saubere Tücher und kam mit einem Erste-Hilfe-Kasten zurück.

»Alan?« redete Mahay auf den jungen Freund ein, der schon lange zu Hellmarks engstem Vertrautenkreis zählte. Alan Kennans Aufgabe bestand seit geraumer Zeit darin, gemeinsam mit dem Medium Camilla Davies Gleichgesinnte und parapsychologisch veranlagte Personen ausfindig zu machen, die wegen ihrer auffälligen Fähigkeiten oft Zielscheibe dämonischer Machenschaften waren. Viele Wiedergeborene, die eine vorangegangene Existenz oft ahnten, aber darüber noch keine eindeutige Gewißheit hatten, gehörten ebenfalls zum Kreis derer, für die Björn Hellmark sich interessierte und die Alan und Camilla ausfindig machen sollten.

Sie hatten auf diesen Wegen viele Personen entdeckt und beobachtet. Ob sie sich eigneten, ob sie aus freien Stücken bereit

waren, nach Marlos zu kommen - das alles aber war einer späteren Zeit vorbehalten.

Durch das »Buch der Gesetze« hatte Hellmark herausgefunden, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt sehr viele Menschen einen Ruf in sich vernehmen würden, der ihnen klar machte, daß sie schon mal gelebt hatten, daß sie Nachkommen der Alten Rasse waren, die einst Xantilon bevölkerte.

Dieser Zeitpunkt war offensichtlich noch nicht gekommen, und so waren Alan und Camilla schließlich angewiesen worden, sehr dezent ihrer Aufgabe nachzugehen, Besonderheiten und Menschen zu registrieren.

»Alan?! Was ist los…? Was ist passiert?«

Der junge Amerikaner atmete flach und bewegte die Lippen.

Unverständliche Laute drangen aus dem Mund des sichtlich Schwerverletzten. Dann einige Wortfetzen, die Mahay das Blut in den Adern gefrieren ließen.

»… Camilla… sie… ist tot…«

*

Macabros umklammerte Kophas und drückte ihm die Klinge des Henkersschwertes an die Kehle.

Der Fluß lag wieder da wie dunkles Glas, still und unbeweglich.

»Kophas!« stieß Macabros hervor. »Wenn du damit zu tun hast, bist du des Todes! Wo ist Bolonophom? Was ist mit ihm geschehen?«

Macabros und der dunkelgewandete Priester standen am äußersten Rand des schwarzen Flusses, der als erstarrte Glasfläche den Boden unter ihnen bildete und einen Moment zu schrecklichem, gespenstischem Leben erwacht war.

»Ich bin nicht daran schuld«, beeilte der Priester sich zu sagen. Er war kreidebleich und zitterte. »Ich weiß nicht, wie… es passieren konnte… der Schlafende… er ist gekommen, ohne daß wir ihn gerufen haben… Er… ist erzürnt, daß wir… in sein Reich eingedrungen sind. Ich habe euch gewarnt. Ihr wolltet nicht hören… Nur was E R will, dürfen wir tun. E R wird uns die Kraft nehmen, wird uns beherrschen wie die anderen… wir werden alle nur noch Sklaven sein… wenn er erwacht und erkennt, daß wir ihm nicht treu gedient haben…«

Die Erregung, mit der er seine Worte hervorstieß, war echt. Kophas hatte Angst, ganz erbärmliche Angst.

Macabros' Augen befanden sich in stetiger Bewegung. Er stieß Kophas vor sich her und setzte ihm nicht den geringsten Widerstand entgegen.

Sie kamen an die Stelle, wo das gräßliche Ereignis sich abgespielt hatte.

Macabros ging in die Hocke und zwang Kophas mit hinunterzugehen.

Unter dem glatten, glasigen Untergrund war eine schattenhafte Bewegung zu erkennen. Es sah aus, als würden bizarre Lebewesen miteinander kämpfen.

Dann entfernte sich die Bewegung.

»Ruf den Schlafenden, Kophas!« forderte Macabros den Priester mit eisiger Stimme auf.

»Das geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Dazu – bin ich allein nicht in der Lage. Nur im gemeinsamen Verband vermögen wir es. Aber auch nicht hier.

Nur vom Eingang des Tempels aus.«

»Was geschieht in diesen Minuten mit Bolonophom?«

»Der Schlafende hat ihn zu sich in sein Reicht geholt.«

»Dann will auch ich in dieses Reich!«

»Narr! Sei froh, daß E R dich verschont hat. Aus welchem Grund auch immer – er wird wissen, weshalb der Angriff nur deinem Freund galt.«

Da ließ Macabros ihn los. Er packte das schwere Schwert mit beiden Händen und rammte es mit aller Kraft auf den Boden. Die gehärtete Spitze der Waffe krachte auf den Untergrund.

Die Oberfläche des Schwarzen Flusses sah aus wie Eis, aber sie hatte die Härte von Stahl.

Als Macabros das Schwert zurücknahm, war die Oberfläche nicht mal angekratzt.

Er unternahm einen weiteren Versuch, der ebenfalls ergebnislos verlief.

»Es ist sinnlos«, vernahm er die harte Stimme Kophas'. »Nur E R selbst bestimmt wo und wann er in Erscheinung tritt. Sein Auftauchen in dieser Region und in dieser Zeit ist ungewöhnlich. Sie bedeutet eine Warnung. Laß' uns umkehren – ich flehe dich an. Du wirst uns ins Verderben führen. Der Schlafende ist wütend. Wer seine Ruhe ungerechtfertigt stört, der ist des Todes. Er ist mächtig und seiner Rache entkommt niemand. Er will nicht, daß wir nach Krosh gehen… laß' uns umkehren!«

»Nein, Kophas! Ich kehre nicht zurück ohne Bolonophom, nicht, ohne das Schicksal derer geklärt zu haben, die eurem gräßlichen Gott Tag für Tag geopfert werden. Wenn ich hier nicht in den Fluß kann, wie es mein Wille ist, dann wird es dort gelingen, wo die Opferschalen sind…«

Kophas sah Macabros aus großen Augen an. »Es sind die heiligen Bereiche der Frauen. Nur sie erwartet der Schlafende dort…«

»Dann wird er eben diesmal mit mir vorlieb nehmen müssen…«

Macabros war wild entschlossen, dem unheimlichen Geheimnis auf den Grund zu gehen.

Und er war bereit, in Kophas' Augen alles zu riskieren.

Noch – so schien es jedenfalls – hatte der rätselhafte Priester, der von einer fremden auf der Erde havarierten Rasse abstammte, noch nichts von dem besonderen Status seines Gegenparts bemerkt.

Und das wollte Macabros weidlich ausnutzen.

Körperlich konnte ihm kein Unheil drohen. Sein ätherischer »Leib« war nicht angreifbar. Wenn er sich auflöste - dann aus einem anderen Grund als auf äußere Einflüsse hin. Der Teufel lag im Detail. Die besondere Konstellation der Situation machte von Anfang an alles zum Problem, zum unkalkulierbaren Risiko.

In der nächsten Sekunde konnte für ihn dieses Abenteuer enden. Wenn irgend etwas eintrat, wenn Molochos sich entschied, Björn Hellmark in seinem Gefängnis zu töten, dann gab es die geistige, unsichtbare Verbindung nicht mehr, die von dem Originalkörper hergestellt wurde. Auch wenn es diesem nicht voll bewußt ward. Aber der Leib aus Fleisch und Blut war Voraussetzung für die Existenz des feinstofflichen Doppelkörpers, der ein Zwillingsbruder Hellmarks zu sein schien.

Macabros stand unter Erfolgs- und Zugzwang.

Er mußte den Priestern der eingeborenen Traphilen beweisen, daß er aus einem anderen Holz geschnitzt war als jene Feinde, mit denen sie es bisher zu tun hatten.

Hier im Innern des gigantischen Steingötzen, der eine ganze Welt barg, hier im Land ›Krosh‹, wie es von Kophas bezeichnet wurde, ging etwas aus, das offensichtlich auch den angeblich Eingeweihten noch rätselhaft genug war. Sie fürchteten es…

Der Schlafende war ein Bündel von Macht, die nach menschlichem Ermessen unvorstellbar war. Der Schlafende - das war der Inhalt des Denkens und des Lebens der Priester. Sie waren für sein Wohl verantwortlich. Mit ihm wurden sie groß – mit ihm gingen sie unter. Der Schlafende war das Leben und der Tod, war mehr…

»Ich will zu den Opfern, und ich will an den Ort, wo die Kopflosen sind, Kophas. Das alles weißt du. Wenn es mir unmöglich ist, Bolonophom zu Hilfe zu kommen, so will ich wenigstens alles daransetzen, in seinem Sinn zu wirken. Ich werde herausfinden, was mit dem Volk der Wüstenbewohner geschieht. Eine Gefahr, die man kennt, kann man bekämpfen. Und du wirst mich begleiten. Auch weiterhin. Ich gebe nicht auf. Hoch mit dir!«

Zitternd kam Kophas in die Höhe!

»Das ist Selbstmord«, murmelte er. »Du begehst einen großer Fehler.«

»Das wird sich herausstellen. – Wo sind die Frauen der Loarks? Wie

lange dauert es noch, bis wir endlich an den Opferschalen sind? Sie zumindest stellen eine Besonderheit im erstarrten Fluß dar, in dem E R sich verbirgt. Dort, wo die Opfer auf ihn warten, werde ich ihm gegenübertreten. Und wenn ihm an mir etwas gelegen ist – wird er auch mich mitnehmen in die unbekannte, unerforschte Tiefe. Aber an mir, Kophas, das prophezeie ich dir, an mir wird er sich die Zähne ausbeißen. Ich werde ein schwerverdaulicher Brocken für ihn sein…«

*

Der Priester ging ihm voraus.

Macabros achtete auf Kophas ebenso wie auf den Boden, über den er schritt.

Immer wieder nahm er dabei zitternde Schatten wahr, die ihnen unter der dunklen, glasartigen Schicht zu folgen schienen.

Kophas machte einen nervösen Eindruck.

Macabros sprach den Priester an. »Erzähle mir mehr über den Schlafenden. Wo kommt er her und was für eine Funktion erfüllt er? Wie kündet er euch seine Absichten?«

»Zu siebt sind wir in der Lage, zu ergründen, was er von uns will«, teilte Kophas leise mit.

Er verlangsamte dabei seinen Gang, als wolle er Zeit gewinnen. Macabros tat so, als hätte er dies nicht bemerkt.

»Wir können gemeinsam eine geistige Brücke zu ihm errichten«, fuhr Kophas fort. »Von dort aus erhalten wir auch die Kraft, die uns in die Lage versetzt, Trugbilder zu erzeugen und zu schweben.«

»Es ist also praktisch so, daß ›der Schlafende‹ in euch wirkt?«

»Man kann es so sagen…«

»Was weißt du über seine Herkunft?«

»Sie liegt im dunkeln der Geschichte. Ebenso wie unsere. Wir kamen mit dem großen Schiff. Aber wo es startete – das entzieht sich unserer Kenntnis. Nur einer weiß es, denn sein Gedächtnis ist ewig, reicht in die fernste Vergangenheit und in die fernste Zukunft: der Schlafende… Und durch ihn werden wir es wieder erfahren, wenn er das auserwählte Volk in die Herrschaft führt.«

»Und das geht nur, wenn andere Völker unterworfen oder ausgerottet werden«, entgegnete Macabros hart. »Befiehlt E R, der Schlafende, dies?«

»Ja. Es sind seine Gesetze.«

»Es sind die Gesetze eines Götzen.«

»Eines Gottes«, berichtigte Kophas ihn und warf ihm einen finsteren Blick zu.

»Dann ist es ein schlechter Gott. Er hat Grund, sich keinen Namen zu geben. Hast du den Schlafenden jemals gesehen?«

»Nein.«

»Was ist das dann für ein Götze, der auf der Lichtung steht, Kophas? Der riesige steinerne Koloß – wen stellt er dar?«

»Den Schlafenden…«

»Also – so habt ihr ihn doch gesehen.«

»Nein, du irrst. Der Gott aus Stein befand sich an Bord…«

»Dann muß das Schiff sehr groß gewesen sein, mit dem ihr auf Xantilon angekommen seid?«

»Größe ist relativ. Es war ein kleines Schiff. Da war auch die Gestalt aus Stein – noch kleiner…«

Macabros glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Willst du damit sagen, daß sie – nachher gewachsen ist?«

»Ja.«

»Stein kann nicht wachsen, Kophas!«

»Dieser konnte es… Und er tut es noch immer. Mit jedem Opfer, das er freiwillig annimmt, mit jedem Feind, den wir ihm übergeben, wird er größer. Bald wird er das Himmelsgewölbe erreichen und auch sein Reich wird immer größer werden…«

Hätte Macabros nicht selbst erlebt, wie gewaltig die Dimension im Innern des steinernen Kolosses schon war, er hätte Kophas' Worte nicht glauben können.

Doch die Wirklichkeit einer anderen Dimension sprach für sich.

»Vor dieser Größe wirst auch du kapitulieren müssen«, fuhr der Priester fort. »Gib dein sinnloses Unterfangen auf. Zum Schluß wirst auch du auf der Strecke bleiben. Es gibt keine Kraft, die dem Schlafenden widerstehen könnte…« Bei diesen Worten begannen Kophas' Augen zu leuchten. Er war überzeugt von dem, was er sagte. Und er schien in der richtigen Stimmung zu sein, weitere Anmerkungen zu machen, um Macabros damit zu zeigen, daß er keine Chance hatte.

Er beschrieb das Schiff der Ahnen als eine kleine Welt. Die Ankunft auf der Erde war ein Zufall, ebenso die Notlandung auf der Insel Xantilon. Die überlebten, waren überzeugt davon, daß sie es nur der Anwesenheit des Schlafenden zu verdanken hatten.

»… unsere Ahnen überlebten in diesem Wald. Und die Stelle, wo der kleine steinerne Gott aufkam, wurde von ihnen als Heiligtum verehrt. Der Gott begann zu wachsen. Die Eingeborenen, die von dieser Welt stammten und die Ankunft ›der Fremden aus dem Himmel‹ beobachtet hatten, waren scheu, primitiv und leicht zu fuhren. Sie verehrten die Ankömmlinge selbst als Götter und unterwarfen sich ihnen vollkommen.«

»Das sind die Traphilen, die zu Herrschern dieser Welt werden sollen.«

»So ist es. Die Weichen sind gestellt. Sieben Priester sind von jenen

übrig geblieben, die wir als die Ahnen bezeichnen. Wir geben die Kraft und das Wissen weiter. Der Tag, an dem der Schlafende alles ist, steht nahe bevor…«

Macabros sah etwas klarer. Doch es gab weitere Fragen, die ihm auf den Nägeln brannten. Er kam allerdings nicht mehr dazu, sie zu stellen.

Ein feiner rötlicher Dunstschleier lag plötzlich über ihnen.

Die Veränderung der Umgebung erfolgte so abrupt, daß Macabros sich unwillkürlich auf eine mögliche Gefahr einrichtete und er im ersten Moment nicht wußte, ob die Realität sich tatsächlich veränderte oder ob Kophas sich entschlossen hatte, eine Halluzination aufzubauen.

Er war bereit, das erstere anzunehmen. Die Angst vor dem eigenen Henkersschwert steckte Kophas tief in den Knochen. Er fürchtete den Tod besonders. Das mußte damit zusammenhängen, daß sein Abtreten gezwungenermaßen auch die anderen sechs Priester direkt betraf. Wenn der siebte fehlte, dann schien der Mechanismus der geistigen Kräftebrücke zu dem Schlafenden überhaupt nicht mehr zu funktionieren.

Die Dimension im Innern des steinernen Götzen unterstand eigenwilligen und unbekannten Gesetzen.

Sie mußte er hinnehmen.

»Wir sind am Ziel«, sagte Kophas da. »Wir sind an den Opfermulden…«

Seine Worte waren noch nicht verklungen, da sah er auch schon in den rötlich flirrenden Nebelschleiern die Umrisse von Gestalten.

Frauen vom Volk der Loarks!

Abwartend, ungefesselt standen sie in Vertiefungen, die mitten in den sich hier verbreiternden gläsernen Fluß ragten. Die Frauen waren alle unbekleidet.

An seiner breitesten Stelle machte der seltsame Fluß einen Bogen. Auf der anderen Uferseite standen die rotglimmenden Berge. Macabros war ihnen nun so nahe, daß er die schmalen, steil nach oben windenden Pfade erkennen konnte.

Dort oben bewegten sich Menschen!

Hunderte! Tausende! Wie eine dunkle Raupe bewegte der eigenartige Zug sich in die Höhe und verschwand in den kahlen Bergen.

Die Menschen, die dort liefen, hatten keine Köpfe. Es waren die Opfer der Priester und Eingeborenen.

Tote – lebten! In dieser seltsamen Dimension war das Ungewöhnliche das Alltägliche.

»Befreie sie, Kophas!« forderte Macabros seinen unfreiwilligen auf, ohne von dessen Seite zu weichen. »Löse den Bann, der sie wie

hypnotisiert in den Opferschalen festhält.«

»Das kann ich nicht, ich…«

Die Klinge des Henkersschwertes lag hart auf seiner Kehle.

»Ihr hattet die Macht, sie hierher zu schicken und zu bannen. Löse die unsichtbaren Fesseln, Kophas – oder du bist in der nächsten Sekunde ein toter Mann…«

Die Drohung nutzte etwas.

Kophas hob kaum merklich die Arme, spreizte die Hände und schob sie dann gemächlich nach vom. Es sah so aus, als wolle er nach etwas Unsichtbarem greifen.

Die Vertiefungen lagen dicht hintereinander wie die Glieder einer Kette.

Die vordere Loark-Frau hob den Kopf, als würde sie plötzlich ein leiser, geheimer Ruf erreichen.

Sie fuhr zusammen, als hätte sie einen Peitschenschlag erhalten.

Sie schien sofort zu spüren, daß jene unsichtbare Fesseln, die sie zwangen, in der Vertiefung zu stehen, von ihr abgefallen war.

Und nicht nur von ihr. Von allen anderen Frauen – schätzungsweise zwanzig – waren sie zur gleichen Zeit verschwunden.

Die unbekleideten Frauen verließen die Mulden sofort. Verwirrung, Ratlosigkeit und Hoffnung war in den Augen der Befreiten zu lesen.

»Lauft!« forderte Macabros sie auf. »Lauft immer auf dem Fluß entlang… Ihr werdet auf diese Weise direkt an die Öffnung kommen, die aus dem Götzen führt. Die Priester und Eingeborenen werden versuchen, euch erneut zu fangen. Sagt den zurückgebliebenen Priestern, daß Kophas' Leben nur erhalten bleibt, wenn ich euch alle – lebend! – in Varone wiedersehe!«

Der Vorgang war die bisher stärkste Provokation. Den Priestern und dem Schlafenden gegenüber. Macabros wußte dies genau. Er hatte etwas getan, was keiner vor ihm auch nur gewagt hätte, es sich in Gedanken vorzustellen.

Opfer für IHN waren zurückgenommen worden. SEIN Machtanspruch war untergraben worden, von einem Fremden, über dessen Herkunft niemand hier etwas wußte.

Dieses Vorgehen mußte die Reaktion des Schlafenden auf das schärfste herausfordern.

Und um hinter sein Geheimnis, seine Macht zu kommen, war Macabros bereit, alles zu tun.

Aus mehreren Gründen.

Er wollte erstens hinter das Geheimnis der Priester und ihres blutdürstigen Gottes kommen, zweitens das Schicksal der Loarks und Bolonophoms klären und drittens durch seine Anwesenheit beweisen, daß es die Eingeborenen und die unirdischen Priester nicht so leicht haben würden wie bisher. Solange er auf Xantilon weilte, galt es, die

Legende um den »Toten Gott« zu schmieden. Al Nafuur, sein Geistfreund, hatte ihm den Weg gewiesen. Es hieß ihn zu gehen, in der Hoffnung, noch mehr zu gewinnen. Die Freiheit für Carminia und ihn…

Die befreiten Frauen aus Varone und anderen Städten hielten sich keine Sekunde länger als nötig auf.

Sie befolgten, was er von ihnen verlangte.

Kophas stand da wie vom Donner gerührt. Kaum, daß er atmete…

»Dieses Sakrileg… wird der Schlafende dir nie vergessen«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Du spielst mit dem Feuer, du überstrapazierst SEINE Geduld…«

»Ich werde noch weitergehen, Kophas. Ich werde alles daransetzen, das ›Singende Fahsaals‹ zu finden – und es dann hierher bringen…«

Als er das sagte, entrann den Lippen des unirdischen Priesters ein Stöhnen. »Das… wird er niemals zulassen… ehe es ein Sterblicher entdeckt und benutzt, wird ER es zu verhindern wissen. Die Stunde seiner Ankunft ist nahe. Wir haben ihm viele Jahre treu gedient, jeden Wunsch erfüllt – und er…«

Weiter kam er nicht mehr.

Es ging alles rasend schnell.

Der Schatten stieg blitzschnell und lautlos vor Macabros in die Höhe. Gleichzeitig begann der Boden unter seinen Füßen zu wanken und gab nach.

Macabros wich keinen Schritt zurück.

Er warf sich der Gefahr sogar noch in die Arme.

Und – es waren in der Tat Arme, die ihn umfingen, die sich um seine Beine, seinen Leib, seine Hände wie Schlangen wanden… Lange, gummiartige, elastische Arme. Zehn, zwölf, vierzehn… er konnte sie nicht alle zählen.

Sie hingen an einem tonnenartigen Körper, der riesig war, und dem nur entfernt etwas Menschenähnliches anhaftete.

Im ersten Moment hatte er den Eindruck, als würde ein gigantischer Krake sich auf ihn stürzen.

Macabros aber hatte keine Zeit, über diese Dinge im einzelnen nachzudenken.

Man erwartete von ihm, daß er sich zur Wehr setzte… Und das tat er! Er schlug und trat um sich, so gut er konnte. Die Kraft der tentakelähnlichen Arme, die ihn festhielten, hätten jedem Sterblichen die Rippen zerquetscht.

Macabros hatte keine Rippen. Hellmarks wacher Geist hielt den feinstofflichen Körper aufrecht. Dies geschah unbewußt. Durch einen unerklärlichen Vorgang – beeinflußt durch Al Nafuurs entschiedenes Eingreifen – hatte sich die ätherische Substanz fest mit der Psyche und Björn Hellmarks Geist verkettet. Der Originalkörper begann einige

Erregungen wie Schatten, wie eine fahle Halluzination. Björn Hellmark, durch Raum und Zeit von Macabros getrennt, hing wie tot in dem riesigen, unvorstellbaren Netz des Bösen in Rha-Ta-N'mys Schreckenszentrum.

Die klebrigen, armstarken Taue hielten ihn und Carminia. Niemand von ihnen konnte vollständig erwachen. Die Atmosphäre des Unheils, von Molochos virtuos beherrscht, sog ihnen das Leben aus, ohne es ihnen vollständig zu nehmen.

Björn Hellmark glaubte zu träumen. Doch es war sein Geist, verbunden mit Macabros, der die Abenteuer wirklich erlebte…

Macabros war im Nu umschlungen.

Ringsum Dunkelheit, Druck, feuchte Wärme wie in einem Treibhaus...

Er hatte das Gefühl, in einem Aufzug zu stehen, der mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe schoß.

Der Fluß war wieder offen!

Macabros fiel mit dem Körper, der ihn umschlang, und aus dessen Zugriff er sich nicht befreien konnte, in einen scheinbar endlosen Schlund.

Dann war er inmitten eines Stroms aus einer flockigen, federleichten Substanz. Sie bewegte sich wie Wasser und riß ihn mit. Die zahllosen Arme des Wesens, das ihn von Kophas getrennt hatte, ließen los.

Und doch war er nicht frei…

Er war Gefangener des Stromes, der sich rasend schnell unterhalb der dunklen, glasigen Decke fortbewegte.

In diese Substanz, in diese Tiefe war auch Bolonophom mit seinem Reit-Flugtier gerissen worden.

Lebte der Loark-Krieger noch?

War in der flockigen Schwärze, die ihn umgab, genügend Sauerstoff vorhanden, um zu atmen?

Er wußte weder das eine noch das andere.

Er brauchte keinen Sauerstoff. Sein Körper ging weder in der Gluthitze einer Sonne noch im absoluten Vakuum des Alls zugrunde.

Etwas drückte ihn seitwärts ab. Da war ein Sog, dem er sich nicht entziehen konnte.

Macabros wurde gegen eine Wand geworfen. Und wieder griffen Hände nach ihm.

Hände?

Es waren langgezogene, schmale Schatten, die die Form von Armen und Händen hatten.

Sie warfen ihn gegen die Wand. Im Halbdunkeln nahm er Bewegung darin wahr.

Einen Moment schien es ihm, als wollten die Schattenarme ihn

festhalten, ihn förmlich in die Wand drücken.

Aber das gelang nicht.

Macabros wirbelte in der flockigen Finsternis herum und starrte auf die dunkle Wand.

Darin sah er Gestalten.

Frauen! Frauen aus Varone und anderen Wüstenstädten der Loarks, von denen Bolonophom ihm erzählt hatte…

Das dunkle Glas war wie ein Spiegel, hauchdünn, gerade so breit wie ein Körper. Und zwischen den einzelnen Spiegelplatten klaffte ein handbreiter Spalt, hinter dem die flockige Dunkelheit sich fortsetzte und nie ein Ende zu nehmen schien.

Macabros' Rechte zuckte nach vorn.

Seine Hand berührte das kühle Glas. Die Gestalten auf der Platte reagierten nicht, sie schienen ihn überhaupt nicht wahrzunehmen.

Hätte es ein Herz in der Brust von Hellmarks Doppelkörper gegeben - jetzt hätte es heftiger angefangen zu schlagen, und er wäre vor Erregung in Schweiß geraten.

Macabros' drängte sich ein ungeheuerlicher Verdacht auf, der sich Sekunden später bestätigte.

Er wanderte an den Glasplatten entlang, und dann stieß er auf eine Person, die er kannte.

»Bolonophom!«

Er sagte es laut und deutlich.

Aber Bolonophom stand nur vor ihm, eingefangen im Glas, atmete, und seine Augen bewegten sich.

Seine Hände glitten an der durchsichtigen dunklen Fläche entlang, als suchten sie eine Öffnung, einen Spalt, durch den er wieder in die Wirklichkeit, in die dritte Dimension entschlüpfen konnte. Denn – Bolonophom war nur noch zweidimensional, wie das lebende Bild, das ein Projektor auf eine Leinwand warf…

*

Die Worte aus Alan Kennans Mund trafen sie wie körperliche Schläge.

Camilla, das Medium, tot?

»Was ist geschehen, Alan?« fragte Rani mit belegter Stimme.

Danielle tupfte das Blut von Alan Kennans Gesicht und versorgte die Wunden.

Man sah, daß Alan mit Schwäche kämpfte.

Die junge Französin nahm ein dunkles Fläschchen aus dem Medizinkasten, entkorkte es und ließ ein paar Tropfen der stark riechenden Flüssigkeit auf die Zunge des Verletzten fallen.

Alan Kennan wirkte gleich darauf etwas munterer.

Pepe und Jim waren inzwischen herangekommen und standen bleich und schweigend bei dem Verwundeten. Auch Whiss, der kleine geflügelte Kobold aus dem Mikrokosmos hatte seine Behausung im Wipfel einer besonders dichtblättrigen Palme verlassen und hockte nachdenklich und besorgt auf der Schulter seines großen, bronzefarbenen Freundes.

»Sie haben mich zusammengeschlagen, als ich ihr zu Hilfe… kommen wollte…« Alan Kennan bemühte sich zu berichten, damit die Freunde sich ein Bild von den Vorfällen machen konnten. Aber man sah und merkte ihm an, daß er zu erschöpft war, um sich zu konzentrieren. Jedes Wort wurde für ihn zur Qual.

Da steckte Rani zurück.

»Erzähl' es uns später, Alan… nur eines noch: woher kommst du? Nenn' mir den Ort, damit ich nach Camilla sehen kann.«

»Hat… keinen Sinn, Rani… du kannst nichts mehr für sie tun… das ›Hotel Fraque‹ ist eine Falle – Vorsicht… wir sind bis tief in die Provence gedrungen, weit hinter Arles… der Ort heißt Celeste. Ganz abseits – hinter einem Hügel mit Akazien steht das alte Gebäude… es wurde uns empfohlen… Madame Fraque sollte dort wohnen… sie hat schon vielen in den umliegenden Dörfern geholfen und versteht sich darauf, Menschen und Tiere zu heilen. Das Hotel gibt es schon lange nicht mehr… seit dem Tod ihres Mannes – hat auch sie aufgehört, es zu führen. Sie – lebt nur noch dort, dachten wir; um Madame Fraque gibt es einige erstaunliche Geschichten… das war es uns wert, sie persönlich kennenzulernen… es hieß, daß Madame Fraque allein dort lebe…, stimmt nicht… wir haben's am eigenen Leib… zu spüren bekommen. Camilla wurde zu Tod geschlagen… ich konnte im letzten Augenblick gerade noch fliehen, das ehemalige Hotel – ist voll merkwürdiger Gäste…«

*

Im Haus war es totenstill.

Claudia Sevoir lag im dunklen Zimmer und lauschte.

Sie warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt ihrer Uhr: Noch zehn Minuten bis Mitternacht.

Durch die dünnen Wände hörte sie das Schnarchen ihres Vaters. Ein zufriedenes Lächeln, dem ein Anflug von Spott beigemischt war, umspielte ihre Lippen.

Der Alte würde mal wieder nichts merken.

Sie warf die Decke zurück. Außer einem winzigen Slip trug die Siebzehnjährige nichts auf der Haut.

Claudia war schlank, groß und hatte langes, dunkles Haar, das ihr gutgeschnittenes Gesicht weich umfloß.

Sie hatte einen großen Mund, hochstehende Backenknochen und die Leute im Dorf sagten, daß sie das schönste Mädchen weit und breit sei.

Das wußte sie.

Ihr Vater aber sagte, daß sie auch die verdorbenste sei, und daß er ihr diese Verderbtheit noch austreiben würde.

Claudia Sevoir war da anderer Ansicht. Was er als Verderbtheit ansah, empfand sie als einen Teil ihrer Freiheit.

Und diese Freiheit äußerte sich in wechselnden Bekanntschaften, Interesselosigkeit am elterlichen Betrieb.

Einmal hatte sie die Enge des Hof gutes nicht mehr aushalten können und war per Anhalter mit einem zufällig durch die Gegend reisenden deutschen Touristen nach Paris gefahren.

Drei Wochen war sie unterwegs gewesen. In dieser Zeit streifte sie durch Nachtbars, ließ sich von Männern aushalten und hatte sogar die Bekanntschaft eines jungen Modefotografen gemacht, der wiederum ausgezeichnete Kontakte zu einem Filmproduzenten besaß.

Armand, so hieß der Fotograf, hatte noch in der gleichen Nacht einige Nacktfotos von ihr gemacht. Einige Aufnahmen waren an die gängigsten Illustrierten gegangen und veröffentlicht worden.

Armand stellte seine Neuentdeckung unter dem Namen »Claudine« vor, verkaufte eine ganze Bilderserie unter dem Titel »Wer ist dieses heiße Mädchen?« und mußte die Erfahrung machen, daß die Bilder gefielen und vor allem auch auffielen. Jugend und Schönheit ließ sich nun mal gut verkaufen.

Er versprach, Claudia mit seinem Freund, dem Filmproduzenten bekannt zu machen, der einen Streifen über Erotik und Sex plante.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Die Polizei griff Claudia in einem Pariser Vergnügungsviertel auf und brachte sie zu ihrem Vater zurück. Dem Fotografen Armand stand ein Prozeß ins Haus. Claudia war damals gerade fünfzehn gewesen. Seine Ausrede, er habe sie für achtzehn gehalten, fiel beim Gericht auf fruchtbaren Boden. Das reifere Aussehen Claudia Sevoirs ließ ohne weiteres einen solchen Schluß zu.

Seit fast zwei Jahren wartete Claudia Sevoir auf die Gelegenheit, das Abenteuer von damals zu wiederholen. Die ganze Zeit waren die Chancen, erfolgreich zu verschwinden, gering gewesen. Doch heute nacht wollte sie es erneut versuchen…

Und es gab jemand, der ihr dabei half.

Jean-Paul Larusse, ein Bäcker aus dem Dorf.

Er war zehn Jahre älter als sie und hatte schon lange ein Auge auf sie geworfen. Der einfache Mann mit dem wuscheligen Haarschopf betrachtete sie immer wieder mit Wohlgefallen, wenn sie die Straße entlangging, wenn sie in das Geschäft kam, lächelnd und freundlich

mit ihm redete.

Aber sie machte sich nichts aus ihm.

Mit ihrem angeborenen Charme war es ihr stets geglückt, ihn auf Distanz zu halten.

Hier im Dorf wußte man nichts von ihrem wirklichen Denken, der Lebensart, zu der sie sich hingezogen fühlte. Die Zeitschrift, in der damals die provokativen Fotos veröffentlicht worden waren, schien in Cereste kein Mensch je gesehen zu haben. Hier war die Welt noch in Ordnung.

Mehr als einmal hatte Jean-Paul Larusse sie eingeladen. Zum Essen, zum Ausgehen, zum Tanzen, zu einem Sonntagsausflug…

Geschickt war es ihr stets gelungen, eine Ausrede zu erfinden. Und das tollste war – der einfache Mann hatte ihr geglaubt. Was sie sagte, nahm er für bare Münze.

Einen solchen Freund fand man nicht alle Tage…

So hatte sie begonnen, ein feines Netz zu spinnen.

In der letzten Zeit war sie immer ernster geworden, wenn sie mit Jean-Paul gesprochen hatte.

Und prompt war seine Frage gekommen, was mit ihr los wäre. Nichts, hatte sie geantwortet, aber es hatte nicht überzeugend geklungen.

Dann war sie gegangen.

Am nächsten Tag, als sie in den Laden kam, setzte sie die gleiche besorgte Miene auf.

Ob er, Jean-Paul, ihr helfen könne?

Lächelnd hatte sie die Achseln gezuckt und ein paar verstohlene Tränen in ihre Augenwinkel gezaubert.

Sie war unglücklich. Larusse wußte das nun.

Vor drei Tagen nun hatte sie sich dazu »überwunden«, Jean-Paul in ihr Vertrauen zu ziehen.

Im Laden war niemand außer ihr gewesen. Da hatte sie den Bäcker wissen lassen, daß sie gern mit ihm sprechen möchte. Am Abend war sie mit ihm spazierengegangen. Jean-Paul schritt mit stolzgeschwellter Brust neben ihr her.

Die weitläufigen Wiesen hinter dem Dorf, die abseits gelegenen Äcker und Felder eigneten sich hervorragend dazu, während eines Spaziergangs ungestört ein Gespräch zu führen.

Claudia hatte sich ihre Geschichte gut überlegt.

Sie behauptete, einer Freundin helfen zu wollen, die sich verzweifelt an sie gewandt habe.

Diese Freundin – sie lebe in der Nähe von Paris – sei in Schwierigkeiten geraten. Sie sei drogenabhängig. Um ihre Sucht zu befriedigen, habe sie Gelder in der Firma veruntreut… Der ganze Schwindel war während einer Bücherprüfung aufgeflogen. Nun wollte

sie den angerichteten Schaden wieder gutmachen.

»Ich habe ihr einiges von meinem Ersparten gegeben«, hatte sie ihre Geschichte fortgesetzt. »Aber es reicht nicht. Für meine Freundin war dies schon eine Hilfe, aber nun ist man an mich herangetreten…« Und hier nahm ihre erfundene Geschichte geradezu bizarre Formen an. Aber Jean-Paul glaubte ihr dennoch jedes Wort. Dieses hübsche, engelgleiche Wesen, für das er sie hielt, konnte nicht lügen…

Claudia Sevoir war es, als höre sie noch die Stimme des Bäckers, als er sie fragte: »An dich? Wie kann man Forderungen an dich haben, Claudia?«

»Die Burschen, die meine Freundin ausgenommen und kaputt gemacht haben, wissen, woher sie das Geld bekommen hat. Sie haben begonnen, mich zu erpressen.«

Larusse hatte sie angestarrt wie eine Spukerscheinung. »Erpressen? Aber womit – kann man dich erpressen?«

»Damit, Jean-Paul…«, und mit diesen Worten hatte sie aus ihrer Handtasche kurzentschlossen mehrere Fotos genommen und sie dem Bäcker in die Hand gedrückt. »Nicht eine einzige Aufnahme ist echt«, beeilte sie sich zu sagen, noch ehe Jean-Paul Larusse einen Blick darauf geworfen hatte. »Ich schwöre dir…«

Er sah das erste Bild. Seine Augen wurden groß. Die Aufnahme zeigte Claudia Sevoir nackt auf einem prunkvoll geschmückten Bett.

Die anderen Fotos waren nicht weniger heikel.

Jean-Paul hatte heftig geschluckt. »Wie – sind sie… an diese Bilder gekommen?«

Claudia genoß die Überraschung und die Verwirrung ihres Gegenübers.

»Ich weiß es nicht. Ich habe mich niemals so fotografieren lassen…«, hatte sie unschuldsvoll gehaucht.

»Dann ist es eine Montage. Man hat deinen Kopf auf einen anderen Körper gesetzt. So etwas kann man fotografisch mit relativ geringem Aufwand machen…«

»So muß es wohl sein.« Innerlich hatte sie gegrinst. Jedes Foto war echt. Es waren die Aufnahmen, die Armand von ihr gemacht hatte. »Man hat mich angerufen, nachdem ich die Bilder mit der Post erhielt. Ich kann die Negative bekommen. Das kostet allerdings einiges…«

»Du hättest sofort die Polizei verständigen müssen!«

»Das hätte nichts genutzt.«

»In einem solchen Fall nutzt es immer etwas. Du hast nichts zu befürchten…«

»Ich habe mir das alles gründlich durch den Kopf gehen lassen, Jean-Paul. Erstens kenne ich die Leute nicht, die diese Bilder angefertigt haben und nun Geld von mir verlangen. Gehe ich nicht auf deren Forderungen ein, wird ein Foto nach dem anderen

veröffentlicht. Mit meinem vollen Namen.«

»Wieviel verlangen sie?«

»Achttausend Francs.«

»Das ist viel Geld.«

»Oui. Ich habe es nicht, mit meinem Vater kann ich über die Sache nicht reden. So gut verstehen wir uns nicht. Er würde mich aus dem Haus jagen, wenn er die Bilder zu Gesicht bekäme.«

Sie hatte den Kopf gesenkt, und wieder glänzten Tränen in ihren Augen. Jede Einzelzeit des Gesprächs war noch in ihrer Erinnerung. Achttausend Francs waren viel Geld – aber nicht zuviel für Jean-Paul. Sie ging davon aus, daß er einiges auf der hohen Kante, hatte. Und wenn er wirklich so scharf auf sie war, dann würde er auch bereit sein, etwas für sie zu tun. Sie hatte einen Mittelwert angesetzt, um nicht unverschämt zu erscheinen.

»Und wenn du die achttausend bezahlt hast, schicken sie dir die Negative?«

»Oui.«

»Wer garantiert dir, daß sie sich daran halten?«

»Ich werde das Geld nicht schicken, sondern selbst überbringen.«

»Aber ist das nicht zu gefährlich?«

»Wenn sie erhalten, was sie gefordert haben – was soll daran gefährlich sein?« Und bei diesen Worten hatte sie ihre halbgeöffneten Lippen seinem Gesicht genähert. »Jean-Paul… ich vertraue dir. Ich mag dich sehr. Beides zusammengenommen hat mir den Mut verliehen, dich überhaupt auf diese leidige Sache anzusprechen. Wenn du mich nur ein kleines bißchen magst…«

»Ein kleines bißchen?« Er konnte sich kaum beherrschen. Ihre Nähe erregte ihn. »Ich bin verrückt nach dir, Claudia. Ich – liebe dich… Ich würde alles für dich tun, was du von mir verlangst. Daß ich dir helfen darf, ist die größte Freude, die du mir bereiten konntest.«

»Es soll dein Nachteil nicht sein. Wenn du dir so sehr wünschst, mit mir zusammen zu sein, Jean-Paul, dann werde ich in der Nacht vor meiner Abreise nach Paris, wo ich das Geld überbringen muß – mit dir schlafen…«

*

Und diese Nacht war gekommen. Heute…

Wie sehr hatte sie diesen Zeitpunkt herbeigesehnt!

Diesmal würde sie anders in Paris ankommen, als beim erstenmal. Mit achttausend Francs in der Tasche.

Das war ein Startkapital, mit dem sich etwas anfangen ließ. Weiteres Geld war dann auf leichte Weise hinzuzuverdienen. Zumindest kam sie nicht völlig abgebrannt in der Seine-Metropole an.

Claudia Sevoir schlüpfte in eine Bluse, stieg in einen weitschwingenden, buntbedruckten Leinenrock und öffnete dann das Fenster.

Seit über einem Jahr schlief sie in der zweiten Etage des Hauses. Das hatte ihr Vater so eingerichtet, um zu verhindern, daß sie unbemerkt aus dem Haus schlich. Da waren die Treppen, die knarrten…

Aber schließlich mußte man nicht unbedingt Stufen benutzen, um ein Haus zu verlassen.

Da gab es auch noch die Fenster. Und wenn man ein bißchen gewandt klettern konnte, war das Problem schon gelöst.

Das alte Haus bot der langbeinigen, sportlichen Claudia Sevoir Trittpunkte, wohin sie ihre Füße setzen konnte.

Die blatternarbige Hauswand war nicht vollkommen glatt. Die schmalen Backsteine ragten manchmal mehrere Zentimeter nach außen. Platz genug, sich mit den Fußspitzen dort abzustützen. Auch Haltemöglichkeiten gab es ausreichend.

Alte rostige Haken und sogar ein aus dem Mauerwerk ragender Balkenstumpf waren vorhanden.

Nach der nächtlichen Generalprobe klappte es vortrefflich. Ohne Zwischenfall kam Claudia unten an. Leichtfüßig sprang sie auf.

Es gab einen dumpfen Klang. Mehr nicht.

Weder die Hühner noch die Schweine in den Ställen wurden unruhig. Alles blieb still.

Die Nacht war kühl. Unangenehmer Wind strich vom Meer her übers Land.

Claudia hätte gut eine Jacke oder einen Mantel gebrauchen können, hatte aber der Einfachheit halber darauf verzichtet. Achttausend Francs waren ihrer Meinung nach Gepäck genug. In Paris konnte sie sich dann alles kaufen, was sie brauchte. Von hier wollte sie nichts mitnehmen. Diesmal machte sie endgültig einen Strich unter ihr bisheriges Leben. Und diesmal mußte es ihr auch gelingen, sich in der Riesenstadt solange zu verstecken, bis sie achtzehn und volljährig war.

Dann konnte niemand mehr sie dazu zwingen, zu ihrem tyrannischen Vater zurückzukehren. Eine leibliche Mutter hatte sie nicht mehr, die war vor sechs Jahren nach schwerer Krankheit gestorben. Ihre Nachfolgerin, eine ehemalige Krankenschwester aus Aix-en-Provence, befand sich zu diesem Zeitpunkt schon im Haus. Kaum war das Trauerjahr vorbei, ehelichte ihr Vater sie. Claudia Sevoir mochte die »Nachfolgerin« – wie sie sie immer wieder nannte - nie leiden…

An dem großen Tor, das mit einem schweren Riegel von innen verschlossen war, blieb die Ausreißerin kurz stehen und warf einen

Blick zurück auf das schmutzige Wohnhaus, die windschiefen Ställe und Schuppen.

Hier war Claudia Sevoir groß geworden. In einer Welt voller Arbeit. Durch die ewigen Streitereien und Auseinandersetzungen hatte sie sich nie wohl zu Hause gefühlt. Mit elf Jahren war sie zum erstenmal davongelaufen. Aber nur bis zu einem Hügel hinter Cereste. Dort lag das Hotel Fraque.

Eine alte Freundin ihrer Mutter - Charmaine Fraque – war die Besitzerin der Absteige in der heute kaum noch jemand Unterkunft nahm. Zufällig vorbeireisende Touristen, die schon zu lange unterwegs und zu müde waren, um noch bis zur nächsten Ortschaft zu fahren, blieben manchmal dort hängen.

Charmaine Fraque war bekannt dafür, daß sie Kräuter verwendete, mit denen sich die verschiedensten Krankheiten behandeln ließen. Das war schon ihr Hobby, als sie noch jung war.

In Cereste und Umgebung ging alles zu ihr, wenn es irgendwo zwickte, man sich nicht wohl fühlte, wenn eine Kuh keine Milch mehr gab oder Liebesschmerz einen bedrückte.

Als Kind war Claudia Sevoir oft in dem alten Hotel gewesen, hatte in der Küche beim Abwasch geholfen und manchen Francs dafür bekommen. Sie war nicht weniger oft dabei, wenn Madame ihre Spaziergänge machte und das, was manch einer am Wegrand als Unkraut zertrat, mit zarter Hand pflückte und mit nach Hause nahm.

Seit dem Tod ihres Mannes war es still geworden um Madame. Kaum mehr jemand besuchte sie. Aber daran war sie selbst schuld. Sie wollte nicht, daß noch Leute zu ihr kamen. Selbst alte Freunde hatte sie hinausgeekelt. Was der Grund war? Niemand wußte es…

Doch Claudia Sevoir hatte stets ein gutes Verhältnis zu ihr gehabt. Die Hotelfrau, die selbst nie eigene Kinder hatte, mochte das dunkelhaarige hübsche Mädchen mit den großen Augen und dem großen Mund und forderte sie immer wieder auf, sie zu besuchen, wann sie nur wollte.

Der letzte Besuch lag vier Jahre zurück.

Damals schon lebte Charmaine Fraque einsam und war halbblind. Ihr hohes Alter – sie war über achtzig – machte ihr zu schaffen, und auch die Kräuter, die sie selbst auch für sich zubereitet hatte, schienen ihr nun nicht mehr zu helfen.

Es war still geworden in ihrem Leben.

Als Claudia daran dachte, was sie vorhatte, tastete sie unwillkürlich nach dem kleinen Schlüssel, den sie im Gürtel ihres Rockes stecken hatte. Es war der Schlüssel zum Hintereingang des Hotels. Seit Jahren besaß sie ihn. Charmaine Fraque hatte ihn ihr gegeben, um ihr die Möglichkeit zu verschaffen, jederzeit ins Haus zu können. Damals bewohnte das Ehepaar Fraque selbst ein ganzes

Appartement in dem großen Haus. Später wurde ein kleines Wohngebäude errichtet, in das die Fraques umzogen.

Das Hotel war um diese Jahreszeit bestimmt leer.

Und selbst wenn dort jemand übernachten sollte, würde sich ein Mädchen wie Claudia nicht daran stören… Im Gegenteil! Das gab ihrem Vorhaben noch die rechte Würze.

Jean-Paul Larusse würde Augen machen, wenn sie ihn in das größte und schönste Zimmer führte. Dort stand ein breites Bett, und die Vorhänge waren aus Samt und Seide. Dort würde sie - wie versprochen – die Nacht mit dem Bäcker verbringen und im Morgengrauen dann aufbrechen.

Sie zog den Riegel zurück und öffnete die schwere Bohlentür nur einen spaltbreit, so daß sie sich gerade hindurchzwängen konnte. Danach schloß sie die Tür wieder und rannte in die Nacht hinaus.

Nirgends im Dorf brannte Licht.

Claudia begann zu laufen.

Der unbefestigte Weg führte leicht bergan. Bis zum verabredeten Treffpunkt am Ortsausgang waren es fünf Gehminuten. Bei dem Tempo, das sie vorlegte, schaffte sie es in drei.

Am Straßenrand stand ein dunkelblauer Citroen des neuesten Baujahres. Selbst in der Dunkelheit schimmerten die Chromteile. Jean-Paul Larusse war ein Autonarr.

In der Nähe glühte ein roter Punkt. Eine Zigarette… Jean-Paul ließ sie fallen, als er das Mädchen kommen sah.

Sie lief ihm schnurstracks in die Arme und schmiegte sich außer Atem an ihn.

»Schön, daß du gekommen bist«, flüsterte sie. »Ich bin so froh, dich zu sehen…«

»Auch ich bin sehr glücklich«, antwortete er. Seine Scheu, die er sonst zur Schau trug, war verschwunden. Das Ganze war wie ein Traum für ihn. Der Bäcker war groß und breit wie ein Kleiderschrank, seine Hände glichen wahren Pratzen, die Claudias Schultern abdeckten, solches Format hatten sie.

Die Nähe des hübschen Mädchens erregte ihn. Er wußte selbst nicht, wie's geschah. Plötzlich lagen seine Lippen auf ihrem Mund. Claudia erwiderte seinen Kuß und löste sich dann sanft von ihm. »Im Hotel…«, flüsterte sie. »Im Hotel… haben wir Zeit. Niemand wird uns dort stören, niemand dort vermuten. Ich habe noch immer meinen Schlüssel… nicht mal Madame Fraque wird bemerken, daß wir heute nacht ihre Gäste sind…« Ihre Augen glitzerten im Sternenlicht wie Edelsteine.

Er öffnete ihr die Autotür, und sie glitt auf den Beifahrersitz. Daß der Rock dabei weit über ihre Knie rutschte, beachtete sie gar nicht. Sie merkte es nur am Blick ihres Begleiters.

Jean-Paul startete den Wagen. Die Scheinwerfer flammten auf. Die Fahrt begann.

»Ich hab' alles dabei«, sagte der Mann an ihrer Seite unvermittelt. Er griff über ihre Beine hinweg und öffnete das Handschuhfach. Eine Brieftasche lag darin. Sie war prall gefüllt. »Nimm es dir…«

Sie hatte es nicht eilig damit. »Das hat Zeit, Jean-Paul. Bis morgen früh. Solange werden wir zusammen sein.« Einen Moment schwieg sie. Dann legte sie ihre Rechte auf seinen Unterarm und fuhr fort. »Ich verlaß' mich auf dich, Jean-Paul. Zu keinem auch nur ein Wort…«

»Du kannst dich auf mich verlassen«, nickte er. »Obwohl mir die ganze Geschichte nicht paßt. Am liebsten hätte ich die Polizei verständigt.«

»Sie könnte mir aus diesen Schwierigkeiten nicht heraushelfen.«

»Das bezweifle ich.«

Ihre Blicke trafen sich. »Ich weiß, was ich tu'. Ich werde bald zurück sein, und alles wird gut sein.«

»Und – wenn etwas schiefgeht?«

»Was sollte schiefgehen?«

»Wenn die Kerle – keine Ruhe geben? Wenn sie zum Beispiel die Negative nicht herausrücken? Wenn sie weitere Duplikate haben? Dann geht das ganze Spiel von vorn los…«

»Laß' das alles meine Sorge sein, Jean-Paul. Ich habe mir die Sache gründlich überlegt.«

»Wann wirst du zurück sein? Was wird dein Vater machen, wenn er merkt, daß du verschwunden bist?«

»Ihm habe ich eine schriftliche Nachricht hinterlassen, ihn zu strengstem Stillschweigen gebeten. Vielleicht wird er im Dorf sagen, daß ich bei einer Tante oder einem Onkel bin.«

Eine Zeitlang herrschte dann Schweigen.

Sie fuhren durch die Nacht.

Nach etwa zwanzig Minuten Fahrzeit bog Jean-Paul nach rechts auf einen Seitenweg ein, der so schmal war, daß zwei Fahrzeuge Schwierigkeiten gehabt hätten, aneinander vorbeizukommen.

Es ging nun weiter in bergiges Gebiet. Am Wegrand standen einzelne Büsche und Bäume.

Ein Nachtvogel erhob sich mit schwerem Flügelschlag von einem Baumstumpf am Wegrand. Das Tier streifte so tief über die Straße, daß es fast die Kühlerhaube berührte.

Auf holprigem Pfad schob sich der Wagen den vor ihnen liegenden Hügel hoch.

Hinter einer dichten Gruppe von Akazien stand ein altes, dreistockiges Gebäude.

Der Weg führte gewunden direkt zum Eingang.

Doch Jean Paul Larusse fuhr ihn nicht. Vor dem Hügel zog er den

Citroen nach links und parkte seitlich neben einer Buschgruppe.

Drei Minuten warteten die beiden Insassen ab. Droben auf dem Hügel hinter den Akazien tat sich nichts.

Da verließen Claudia und der Bäcker den Wagen.

Das Madchen hatte die Brieftasche mit den Geldscheinen inzwischen an sich genommen.

Claudia Sevoir bewegte sich leichtfüßig auf die schmalen Sandsteinstufen zu, die neben der Auffahrt angebracht waren.

Außer dem leisen Knirschen ihrer Schritte und dem Zirpen der Zikaden war die Nacht still.

Insgesamt siebzehn Stufen führten nach oben.

Beim Hinaufgehen blickte Claudia Sevoir unablässig auf das kleine Wohnhaus, das neben dem alten Hotel stand. Das Wohngebäude wirkte neben dem dreistöckigen, ockerfarbenen Bau wie ein Puppenhaus mit spitzem Giebel und drei Dachgauben.

Das Wohnhaus war nur einstöckig. Charmaine Fraque lebte allein darin.

Auf den ersten Blick war auch zu erkennen, daß sich in dieser Nacht kein Gast im Hoteltrakt aufhielt.

Nirgends war ein Wagen abgestellt.

Die meisten Fremden fuhren an der Hauptstraße weiter unten vorbei, ohne zu ahnen, daß es hier noch eine Herberge gab. Alle Hinweisschilder und Reklametafeln für das Hotel waren schon seit geraumer Zeit verschwunden. Madame Fraque hatte sie entfernen lassen. Sie ließ nur noch alte Kunden, die schon vor Jahren im Hotel abgestiegen waren und das Haus und den Weg kannten, hier übernachten. Aber ein solcher Gast war offensichtlich in dieser Nacht auch nicht anwesend.

Sie gingen an den Büschen entlang.

Zielstrebig eilte Claudia um das Haus zum Hintereingang. Der Bäcker folgte ihr. Er war noch nie hier gewesen, obwohl das Hotel so nahe lag. Er kannte es nur vom Hörensagen und wußte über die besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse der ältlichen Besitzerin Bescheid.

In der Dunkelheit stand Claudia vor der Hintertür.

»Es ist nicht zu fassen, Jean-Paul. Aber in der Tür ist tatsächlich noch immer das gleiche Schloß. Und es ist bestimmt fünf oder sechs Jahre her, seitdem ich hier war...«

Sie schob den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn zweimal um. Es knackte hart. Dann drückte Claudia die Tür nach innen. Leise quietschten die Scharniere.

Dunkelheit… Es dauerte einen Moment, ehe sich ihre Augen an den stockfinsteren Flur gewöhnt hatten.

Ein Fenster gab es nicht. Links und rechts nur Türen.

Der Korridor war mindestens zwanzig Meter lang.

Auf dem Boden lag Staub, und schlechte Luft schlug ihnen entgegen.

Jean-Paul Larusse stand auf der Schwelle und wiegte bedenklich den Kopf. »Wollen wir hier wirklich übernachten, Claudia?« fragte er unschlüssig. »Ich wüßte etwas Besseres.«

»Ich will nichts Besseres«, reagierte sie scharf, ohne ihn ausreden zu lasen. »Ich will heute nacht hier sein. Hier - und nirgendwo anders...«

Zum erstenmal fiel ihr auf, daß es eigentlich von Anfang an ihre Absicht war, in jener Nacht in diesem Hotel zu bleiben, ehe sie die Fahrt nach Paris unternahm.

Einen Moment stutzte sie.

Was war es, das sie hierher zog? Das Gefühl von Sicherheit? War es das Gefühl, daß sie bei Madame Fraque Geborgenheit fand, wenn es hart auf hart ging und ihr Vater ihre Abwesenheit vorzeitig bemerkte?

Sie wußte es nicht.

Sie machte sich auch keine weiteren Gedanken darüber.

»Warte hier auf mich. Ich seh' erst mal nach...«

Die Worte drangen ganz automatisch über ihre Lippen.

»Aber – ich kann doch bei dir bleiben...«, erhob Jean-Paul schwachen Protest.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich will erst sicher sein, daß wir wirklich allein sind und das Zimmer, das ich meine – auch frei ist...«

Seine Hand zuckte zum Lichtschalter.

Ehe Claudia Sevoir es verhindern konnte, betätigte er ihn.

In der Mitte des langen Korridors hing eine einzelne, altmodische Lampe. Die schwache Birne flackerte ein einziges Mal auf und erlosch dann wieder.

»Was ist denn jetzt passiert?« wunderte sich der Bäcker.

»Wahrscheinlich ein Kurzschluß«, entgegnete das Mädchen. »Aber – wir brauchen auch kein Licht. Ich weiß, daß es in jedem Zimmer einen Kerzenständer gibt. Liebe bei Kerzenlicht ist doch etwas Schönes, Jean-Paul... Findest du nicht auch?«

»Doch«, sagte er einsilbig.

Sie wandte sich ihm zu und hauchte mit ihren schöngeschwungenen Lippen einen Kuß auf seinen Mund. »Bis gleich... Und probier', während ich mich umsehe, keine weiteren Lichtschalter aus. Bitte! Vielleicht funktioniert schließlich doch noch einer – und dann sieht man den Lichtschein, und aus unserem schönen Rendezvous wird nichts.«

»Aber findest du dich denn in der Dunkelheit zurecht?« fragte er besorgt.

Sie reagierte leise. »Ich kenne mich hier aus, als wäre es mein

Zuhause, Jean-Paul. Vergiß nicht, daß ich hier viele Tage meines Lebens verbracht habe. Wenn mal ein Überlandkabel gebrochen war, mußte man hier in dem abgelegenen Haus auch ohne Elektrizität auskommen. Und das hat funktioniert. Es ist nicht das erste Mal, daß ich mich durchs Dunkel taste.«

»Dann nimm' wenigstens die Streichhölzer mit«, bat er sie und drückte ihr eine Schachtel in die Hand.

Claudia Sevoir tastete in der Dunkelheit des Korridors unter.

Jean-Paul wunderte sich, daß sie keine der naheliegenden Türen öffnete, um einen Blick dahinter zu werfen. Das hing damit zusammen, daß sie offensichtlich einen bestimmten Raum gewählt hatte.

Plötzlich flammte in der Dunkelheit ein Streichholz auf.

Claudias Körper war schemenhaft zu erkennen. Sie winkte ihm zu.

Larusse lächelte. Er durfte nicht anfangen darüber nachzudenken, worauf er sich da eingelassen hatte. Das Ganze kam ihm vor wie ein Traum oder eine Spielerei. Er, ein erwachsener Mann, dem die Tochter des Bürgermeisters nachlief und er eine gute Partie machen könnte, war seinerseits hinter einer Siebzehnjährigen her, die selbst noch verheirateten Männern in Celeste den Kopf verdrehte.

Er war ein Narr, daß er sich so vor den Karren spannen ließ. Aber er konnte nicht anders. Er machte diese Narretei mit, solange Claudia Sevoir dies wollte. Sie war eine kleine Hexe, aber eine verdammt hübsche…

Jean-Paul ging zwei Schritte in den düsteren Korridor.

Die Türen links und rechts bestanden aus altem Holz und waren blau gestrichen. Die Farbe war trocken und spröde, an vielen Stellen schon abgeblättert, so daß das alte Holz hervorschaute.

Die Wände waren kahl, schmutzig und in den Ecken und unterhalb der Deckenfresken voller Spinnweben. Hier schien schon lange niemand mehr sauber gemacht zu haben, und vor allen Dingen schien in diesem Haus schon lange Zeit kein Gast mehr übernachtet zu haben…

Der Bäcker zündete sich eine Zigarette an und lauschte auf die sich entfernenden Schritte Claudias.

Dann knarrte leise eine Tür. Danach herrschte wieder Stille.

Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine viertel Stunde…

Jean-Paul hatte sich bereits die zweite Zigarette angezündet.

»Claudia?« rief er leise in die Dunkelheit, als das Mädchen nach über zwanzig Minuten noch immer nicht zurück war.

Es erfolgte keine Antwort.

Da ließ er sich nicht mehr davon zurückhalten, etwas zu unternehmen.

Er lief zum Fahrzeug und holte aus dem Handschuhfach eine

Taschenlampe. Damit kehrte er in das einsame, dunkle Hotel zurück.

Leise zog er die Tür des Hintereingangs ins Schloß und knipste erst dann die Lampe an.

Der verräterische Schein konnte von draußen und damit von der anderen Seite her nicht gesehen werden, da es hier keine Fenster gab.

Der breite, helle Scheinwerferkegel wanderte in lautloser Gespenstigkeit über den staubigen Boden. Claudias Fußabdrücke waren deutlich zu erkennen.

Die Schicht war mehrere Zentimeter dick.

Jean-Paul rief noch mal nach dem Mädchen. Diesmal lauter, eindringlicher. Sein einsamer Ruf verhallte abermals ohne Antwort in dem nächtlichen Haus.

Der Mann aus Cereste setzte sich in Bewegung, führte den Kegel der Lampe vor sich her und vertrieb die Schatten, die ihn unmittelbar umgaben. Dann befand er sich auf der Höhe der ersten Tür.

Links von ihm ging wie von Geisterhand bewegt plötzlich die fleckige Messingklinke in die Tiefe.

Der Franzose erschrak und blieb stehen. »Claudia?« fragte er verwirrt.

Hier vorn konnte sie doch nicht sein! Er hatte sie doch beobachtet, wie sie zum anderen Korridorende gelaufen war…

Es war also doch noch jemand im Hotel…

Da ging die Tür vollends auf. Aus dem Dunkeln trat eine Gestalt…

Jean-Pauls Herzschlag stockte, sein Atem setzte aus.

Er suchte Claudia – und fand das Grauen!

Eine Frau trat aus dem Raum. Sie war groß, hatte lange, schlanke Beine, die von Netzstrümpfen umhüllt waren. Oberhalb der Hüfte begann ein Federkostüm, das bis zum Hals reichte. Ganz oben war der Federbesatz dünner, und die helle Haut der Brüste schimmerte durch. Der Hals war schmal und weiß wie der Stengel einer Lilie. Der Kopf war schrecklich… Ein großer Vogelschädel mit einem dicken, kurzen Schnabel, den selbst die ausladenden Hände eines Mannes nicht hätten umfassen können, prangte auf den Schultern des seltsamen Geschöpfes.

Der Bäcker aus Côreste war unfähig, ein Wort zu sagen. Er stand da wie gelähmt, das Herz schlug ihm bis zum Hals.

Das Zwittergeschöpf starrte ihn aus großen, feucht schimmernden Augen an, so daß Jean-Paul erst recht in Zweifel versetzt wurde, es könne sich um einen Maskierten handeln. Die Augen lebten und waren nicht aus Pappe, Plastik und Farbe!

Erst jetzt sah er, daß der »Vogel« schlanke Frauenarme und Hände hatte. Er spreizte sie leicht vom Körper ab. Die Arme schimmerten wie durch einen Gazeschleier, der weiß und zart war wie bei einem Brautkleid.

Der Mann aus Celeste kam aus den Überraschungen nicht mehr heraus.

Das eigenartige Geschöpf achtete nicht sonderlich auf ihn. Er schien Luft zu sein. Es begann sich tänzerisch zu bewegen. Die Hüften kreisten sanft, die langen Frauenbeine bewegten sich zu den Klängen einer für ihn unhörbaren Musik, und der ganze Körper begann sich in leisem Rhythmus zu wiegen.

Da vernahm er das Geräusch einer klappenden Tür. Es war die, der er den Rücken zuwandte.

Der Bäcker fuhr herum.

Aus der Tür trat ebenfalls eine Gestalt…

Ein Mann! Er trug einen Smoking, der wie Seide glänzte. Das Hemd hatte auf der Brust zusammengefaßte Rüschen, die mit Silber durchwirkt waren. Festlich die seidig glänzende Schleife.

Ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle… Nein – »vom Scheitel an« - stimmte nicht! Er hatte keinen. Auf den Schultern des tänzerisch hervortretenden Kavaliers prangte der Schädel eines Fuches. Die Augen glitzerten kalt, die spitze Schnauze glänzte feucht, das Licht der Taschenlampe ließ den roten Pelz in seiner ganzen Pracht aufleuchten…

»Was soll das… alles bedeuten?« hörte Jean-Paul sich sprechen. Gegen seinen Willen kamen die Worte über die Lippen. »Wer seid – ihr? Was – geht hier vor?«

Keine Reaktion… Keine Antwort.

Sie tanzten weiter. Wie unter Zwang.

Jean-Paul wich Schritt für Schritt von der Eingangstür zurück, durch die er gekommen war.

Der Spuk ging ihm an die Nieren. Er war schweißgebadet, und sein Herz pochte, als wolle er die Brust sprengen.

Niemand achtete auf ihn. Er war Luft für diese Alptraumgeschöpfe.

Da wurde die dritte Tür aufgerissen.

Eine neue Gestalt kam in den Korridor.

Wieder eine Frau.

Von vollendeter Gestalt… mit langem, pechschwarzem Haar, das zu einem dicken Schwanz zusammengebunden war. Sie trug nichts auf der Haut, war nur angemalt. Mit ölig glänzenden Farben. Rot, Schwarz und Grün…

Schwarze Linien begannen an ihren Knien, bildeten ein kaleidoskopartiges Muster, das sich über die langen Schenkel fortsetzte, sich kühn über die Hüften schwang und von dort aus und schräg über den Körper ging und beide Brüste erfaßte. Die farbig verflochtenen Linien stiegen zwischen ihren Brüsten kerzengerade in die Höhe, teilten sich unterhalb des Kinns erneut und wurden zu einem Geflecht, das die linke Gesichtshälfte vollends erfaßte.

Bemalt waren auch die Arme, mit denen sie tänzerische Bewegungen ausführte.

Die schlanken Hände waren schwarz gefärbt, und das Muster ergab den Kopf einer Schlange. Wie Schlangen bewegten sich auch die schmalen, nackten Arme.

Die vierte Tür auf der anderen Seite wurde geöffnet. Ein unheimliches Wesen erschien auf der Bildfläche.

Die Gestalt war grün und schuppig. Ein Echsenschädel saß auf den Schultern der gedrungenen Person, über deren Rücken ein kammartiger Auswuchs lief, der in einem langen Schwanz mündete, der schwerfällig auf dem rauhen, staubigen Boden hin- und herrutschte, so daß der Staub aufgewirbelt wurde, dem Mann aus Cereste in Mund und Augen drang und ihn zum Husten reizte…

Die Beine des Echsenmannes waren stämmig, die Füße klauenartig. Wild leuchteten die Augen, die durch Jean-Paul Larusse hindurchzusehen schienen.

Der Bäcker taumelte weiter zurück zur nächsten Tür. Auch sie wurde von innen geöffnet.

Larusse blickte schon gar nicht mehr hin.

Seine Nerven machten plötzlich nicht mehr mit.

Nichts wie ’raus hier!

Das war ein Spukhaus… Alles Geschehene überstieg sein Begriffsvermögen.

Ich träume nur, redete er sich ein. Aber einen Traum, der ihn so forderte, der ihn seelisch, geistig und körperlich voll in Besitz nahm – einen solchen Traum hatte er noch nie gehabt…

Er wischte sich über sein schweißnasses Gesicht.

Seine Hände zitterten. Er wußte nicht mehr, wohin er sehen sollte. Eine Tür nach der anderen öffnete sich. Unheimliche, gespenstische Gestalten erschienen auf der Szene, Phantasiegeschöpfe, die dem kranken Hirn eines Grusel-Regisseurs entsprungen sein konnten.

Und dann warf sich Jean-Paul herum und rannte wie nie zuvor in seinem Leben. Hinein in die Dunkelheit des langen Korridors, in dem sich links und rechts weitere Türen öffneten. Langsam, bedächtig, als scheuten die Gestalten, die heraustraten, das Licht der Taschenlampe, das zitternd über Wände und Boden lief und auch in die Augen der Unheimlichen stach.

Der gespenstische Reigen ging weiter und nahm kein Ende.

»Claudia! C-1-a-u-d-i-a-!« brüllte der Bäcker wie von Sinnen. »Wo bist du?!«

Er erreichte das hinterste Ende, die hinterste Tür. Da gab es drei. Links und rechts eine – und in der Mitte, genau am Ende des Ganges…

Die in der Mitte riß er auf!

Mit der Tür stürzte er in den düsteren Raum. Fast stolperte er über

den Gegenstand, der am Boden lag.

Gegenstand?

Das war ein Körper. Ein regloser Mensch.

Der Lichtkegel blieb zitternd auf der Gestalt haften.

Sie trug nur noch Fetzen am Leib. Blutbesudelt und zerkratzt war die Haut.

Es war eine Frau. Sie lag mit dem Gesicht am Boden.

»Claudia?!« fragte Jean-Paul entsetzt und erbleichte.

Die Frau kam ihm von der Figur her etwas stärker vor als die jugendliche Claudia.

Alles ging mechanisch, ohne daß es ihm bewußt wurde.

Jean-Paul ging in die Hocke und drehte die blutbesudelte Gestalt auf den Rücken.

Es war eine fremde Frau. Wäre Rani Mahay oder Danielle de Barteaulieé jetzt hier gewesen, sie hätten die Tote erkannt.

Es war niemand anders als das Medium Camilla Davies aus London…

*

Viel Zeit zum Überlegen hatte er nicht.

Sich sanft in den Hüften wiegend, kamen die seltsamen Männer und Frauen näher, und es schien ihm, als wäre er in eine geheime Festlichkeit geraten, von der Außenstehende besser nichts erfuhren.

Larusse sah die unheimlichen Gestalten, die sich dem hintersten Zimmer näherten, in dem er die Tote entdeckt hatte.

Plötzlich schien es ihm, als würde sein Verstand klarer denken, seine aufgepeitschten Gefühle ruhiger werden.

Er begann die alptraumhafte Situation, die so unwirklich und doch real war, mit kühlem Verstand zu sezieren…

Sein Blick heftete sich auf die Hände der bizarren, »maskierten« Unbekannten. Einige trugen Handschuhe. Die streiften sie ab.

Die Fingernägel – das fiel ihm jetzt auf – waren bei allen besonders krallig und scharf ausbildet. Scharf wie Rasiermesser!

Ein Stöhnen entrann seiner Kehle, als er begriff, was auch ihn erwartete.

Er warf einen Blick auf die Tote.

Sie war Beweis genug.

Unter den Händen der sich nähernden Bestien hatte die Fremde ihr Leben verloren.

Die Fingernägel hatten ihre Haut geritzt, Adern aufgerissen und die Kehle durchschnitten.

Dasselbe mußte mit Claudia Sevoir passiert sein!

Sie war hierhergekommen und dem Tod in die Arme gelaufen >.

Larusse war im nächsten Moment auf den Beinen, warf sich gegen die Tür und schlug sie zu. Mit fester Hand zog er den Riegel nach vorn.

»Es nützt nichts«, sagte da eine leise Stimme hinter seinem Rücken. »Wer mal hier ist, kann ihnen nicht entkommen. Sie leben in diesem Haus, jeder von ihnen bewohnt einen Raum. Sie gehören hierher, und niemand kann sie mehr vertreiben…«

Er wirbelte herum.

Claudias Stimme! Aber warum – so spöttisch, so – überheblich?!

Die Hand mit der Taschenlampe ruckte in die Höhe. Der Lichtstrahl zuckte quer durch das große, prunkvoll und doch ungepflegt eingerichtete Zimmer. Die Möbel waren verstaubt, die Teppiche fadenscheinig und alt. Ebenso die Polstergarnitur. Der einstmals hellblaue Samtstoff war verschlissen und verblaßt. Das große Himmelbett neben dem Fenster mit den zugezogenen Vorhängen sah morsch und baufällig aus, und der dünne Gazeschleier, der von beiden Seiten herunterhing erinnerte ihn im ersten Moment an krankes Spinngeweb.

Dieser Raum hatte mal schönere Zeiten erlebt.

Auf dem breiten Himmelbett bewegte sich eine Gestalt. Der Lichtstrahl blieb an ihr hängen.

Jean-Paul sah zuerst die langen, glatten Beine. Sie paßten zu Claudias Figur.

Sie hatte ein hauchdünnes Gewand umgelegt, das ihren makellosen Körper kaum verbarg.

Vergessen waren die Unheimlichen draußen auf dem Korridor. Erregung packte den Mann.

»Claudia?!« wisperte er. »Was hat das alles zu bedeuten, warum…«

Er ging auf sie zu und brach abrupt ab, als die Gestalt sich langsam vom Bett erhob. Mit bemerkenswertem Hüftschwung wandte die Verführerische sich um.

Als Jean-Paul ihr Gesicht sah, glaubte er, der Boden unter seinen Füßen würde sich öffnen.

Die Figur war die der jugendlichen Claudia Sevoir, die mit ihm hierher gekommen war.

Das Gesicht, umrahmt von langem, dunklem Haar, aber war uralt, zerknittert und welk. Das Antlitz einer Hundertjährigen!

Es war – Madame Fraque!

*

Alan Kennan hätte gern noch weiter berichtet.

Doch seine Kräfte verließen ihn. Er bewegte noch die Lippen, aber kein Laut kaum mehr über sie.

Rani Mahay aber glaubte, daß er mit dem, was er gehört hatte, genug anfangen konnte.

Er nahm den jungen Amerikaner auf die Arme und trug ihn in seine Hütte.

»Kümmere dich um ihn«, forderte er Danielle auf, »damit er schnell wieder auf die Beine kommt.«

Sie sah ihn an. »Ich möchte dich nicht allein gehen lassen«, sagte sie, die genau wußte, was er im Sinn führte.

»Das tut er auch nicht«, meldete sich eine klare Stimme auf Ranis Schulter, noch ehe der antworten konnte. »Er wird die stärkste Waffe mitnehmen, die es hier auf Marlos gibt…«, meinte Whiss, der kleine Kerl, der die Größe eines Rabens hatte und ein eigenartiges Zwitterwesen zwischen Vogel, Schildkröte und Mensch war. Er hatte zwei Beine wie ein Mensch, zwei kleine Arme, ein Flügelpaar, zart und seidig wie das eines herrlich gezeichneten Schmetterlings, den Kopf eines Vogels – und die hervorquellenden großen Augen einer Schildkröte. Nicht zu vergessen jene elf runden Noppen, die wie eine breit auseinanderstehende Bürste seinen kahlen Schädel zierten.

»Aha… Und was für eine Waffe soll das sein?« erkundigte sich der Inder interessiert.

»Ich natürlich«, erwiderte Whiss, unbescheiden wie er war. Er bediente sich dabei einer fremden, markant männlichen Stimme, die Rani, Danielle und auch die anderen noch nicht gehört hatten. Das war stets ein Zeichen dafür, daß er seiner Meinung besonderen Nachdruck verleihen wollte. Die Fähigkeit, jedes Geräusch, jeden Laut, jede fremde Stimme zu imitieren, war Whiss eigen. Er war wie ein lebendiges Tonbandgerät.

»Ja, das hab’ ich mir schon gedacht«, nickte Rani.

Er lächelte zufrieden. Die Begleitung von Whiss versprach – in speziell gelagerten Fällen – manchmal wirklich Hilfe und nicht zu unterschätzende Unterstützung. Mit seinen Paranoppen konnte Whiss PSI-Fähigkeiten aktivieren, über deren deren Umfang und Stärke er oft selbst nicht hundertprozentig Bescheid wußte.

»Wenn’s hart auf hart geht, fällt mir schon etwas ein«, bekräftigte Whiss seinen Vorschlag.

»Worauf ich mich verlassen kann, alter General. Danke für das Angebot.«

»Wieso ›alter General‹?« maulte Whiss.

»Nun, dann eben – alter Bursche.

Wenn dir das sympathischer ist…«

»Mir paßt weder das eine noch das andere. Möchte nur wissen, woher du die Gewißheit nimmst, daß ich männlichen Geschlechts bin…«

Rani zog unmerklich die Augenbrauen hoch. »Gewißheit hat man

bei dir über gar nichts…, wenn ich's genau beseh'. Ich weiß bis heute nicht, ob du Männlein oder Weiblein bist.«

»Ich hab' immerhin ein Ei ausgebrütet«, warf der kleine Kerl ein.

»Richtig. Und prächtigen Nachwuchs gezogen. Wenn ich mit meinen falschen Bemerkungen irgendeine zarte Saite in Ihnen verletzt haben sollte, Mylady…«

»Wieso ›Mylady‹? Es wird ja immer schlimmer. Könnt ihr denn immer nur in zwei Kategorien denken?«

Mahay zuckte die Achseln. »Bei uns Menschen ist das eben so.«

Whiss seufzte, daß man meinte, ein Elefant würde sich durch seinen Rüssel schnauben. »Das scheint mir in der Tat so zu sein. Ich glaube, ich werde dich mal aufklären müssen, alter Haudegen… es gibt da gewisse Feinheiten in unserer Rasse.«

Rani winkte ab. »Ich nehme an, das ist eine längere Geschichte.«

»Ist es…«

»Wunderbar, dann heb' sie dir auf für später. Wenn wir mehr Zeit haben. Auf lange Gespräche kann ich mich jetzt nicht einlassen. Wir sausen ab nach Cereste, alter Knabe… oder altes Fräulein, ganz wie du willst… wir suchen das ›Hotel Fraque‹, und ich hoffe nur, da wir es schnellstens finden. Sehr detailliert waren Alans Angaben leider nicht. – Und nun halt' dich fest! Im Sturzflug geht's hinüber…«

Seine Worte hallten noch nach, da war er schon nicht mehr zu sehen.

Rani Mahay teleportierte von der unsichtbaren Insel Marlos in das nächtliche Frankreich, in die Provence…

Fauchend schlug die Luft an der Stelle in der Blockhütte zusammen, wo der zwei Zentner schwere Koloß von Bhutan noch eben gestanden hatte. Und mit ihm – war auch Whiss verschwunden…

*

Eine andere Welt, eine andere Zeit…

Das Xantilon der Vergangenheit, genau das Xantilon 28.734 Jahre vor dem Untergang, 8734 Jahre vor der eigentlichen Zeitrechnung. Eine Zeit, in der Völker und Rassen dort lebten, von der kein Geschichtsbuch mehr berichtete.

Aber – war das wirklich noch Xantilon? Macabros hatte zu zweifeln begonnen.

Mit dem Eindringen in das riesige Maul des steinernen Götzen war er in einer Welt angekommen, die – wie er befürchtete – in einer anderen Dimension lag. Vielleicht war es auch nur eine andere Wirklichkeit der Insel im Innern des Götzen…

Er hoffte, daß das Letztere der Fall war, und daß er wieder in der Lage sein würde, in die andere Wirklichkeit hinüberzugleiten, aus der

der Schlafende ihn gerissen hatte.

Seine Sorge galt dem Schicksal Carminias und Björns, die im Ewigkeits-Gefängnis auf einer Grenze zwischen Wachen und Träumen schmachteten. Und nur wenn er hier erfolgreich war, wenn er die Gefahren meisterte, die sich ihm entgegenstellten, wenn er das »Singende Fahsaals« fand und sich dann von diesem Doppelkörper löste und mit dem »Fahsaals« das Schreckenszentrum erreichte – gab es vielleicht die Möglichkeit, jenen schicksalsträchtigen Tag in Stonehenge vergessen zu machen…

Aber dies alles war Zukunftsmusik.

Im Augenblick beherrschte die Gegenwart ihn, die Sorge um die Frauen aus Varone und um Bolonophom, den Loark-Mann.

Er war wie sie Gefangener in einer zweidimensionalen Wirklichkeit, in einer Glasfläche, in der er lebte.

Lebte?

»Bolonophom!« Macabros rief den Namen seines neuen Freundes mehrere Male. Seltsam hohl und leer klang seine Stimme in der flockigen Finsternis der Welt des Schlafenden.

Er hatte ihn in die Tiefe geholt. Er hatte dies provoziert, ohne zu wissen, ob es richtig war. Richtig war es insofern gewesen, daß er nur so und nicht anders Gewißheit über Bolonophoms Schicksal gewann. Doch nun mußte sich herausstellen, ob es auch möglich war, aus dem Eindringen in die Welt des Schlafenden Kapital zu schlagen.

Oder war er wie Bolonophom nun ein Gefangener der flockigen Finsternis? Zwar auf andere Weise, da sein feinstofflicher Körper offensichtlich nicht von den zweidimensionalen Glasflächen eingefangen hatte werden können – aber doch im Reich des Schlafenden gekettet. Bis in alle Ewigkeit.

Zumindest würde diese Ewigkeit solange währen, so lange Geist und Psyche an den Doppelkörper gebunden blieben. Wenn der Originalkörper, in dem dieser Geist zu Hause war, von Molochos attackiert wurde oder wenn sonst eine unerwartete Situation eintrat, würde sich alles von Grund auf ändern.

»Bolonophom? Kannst du mich hören, sehen? Gib mir ein Zeichen, wenn es möglich ist…« Macabros schlug mit der flachen Hand auf die mannshohe Glasscheibe, auf der der Loark-Mann sich bewegte.

Bolonophom reagierte nicht auf sein Rufen, nicht auf seine Gesten.

Er schien vielmehr weiterhin selbst daran zu arbeiten, einen Ausweg aus seiner unheimlichen Gefangenschaft zu finden.

Sein Kopf bewegte sich hin und her, auf der Spiegelfläche glitten seine Hände entlang, als suchten sie einen Spalt, eine Fuge, um die »Mauer«, die ihn umschloß, aufzubrechen…

Die Dunkelheit um Macabros bewegte sich hektischer. Mehr als einmal schossen ihm auch Schatten-Tentakel entgegen, die ihn

angriffen und immer wieder gegen eine freie Glaswand zu pressen versuchten. Doch bei ihm funktionierte offensichtlich ein präzise eingefahrener Mechanismus nicht.

Da faßte er einen Entschluß.

Das Schwert des Priesters hielt er noch immer umklammert. Es war dazu benutzt worden, den unglücklichen Gefangenen die Köpfe abzutrennen, es wurde dazu benutzt, Feinde zu töten - und selbst der Eigentümer fürchtete die Waffe wie die Pest. Vielleicht steckten besondere Kräfte in ihr…

Macabros ließ es auf einen Versuch ankommen.

Wo Bolonophom und seine Kraft nicht ausreichten, das Glas zu brechen - vielleicht würde es das Schwert schaffen…

Macabros riß es empor und versetzte der Glasfläche von der Seite her einen Hieb, in den er alle seine Kraft legte.

Der Erfolg war durchschlagend.

Als das Schwert die Glasoberfläche berührte, gab es einen Klang, der sich anhörte, als hätte jemand einen riesigen Gong angeschlagen. Laut und langanhaltend dröhnte das Geräusch durch die flockige Finsternis und schien überhaupt kein Ende nehmen zu wollen.

Die Düsternis erbebte.

Knirschend bildeten sich Risse auf der Glasoberfläche.

Wie Spinngeweb sah das Muster aus, das dort entstand. Plötzlich lösten sich schwerelos die Brocken ab und schwebten davon, langsam und behäbig wie in Zeitlupe.

Wie ein dünnes Papierbild, eine hauchdünne Folie, kippte Bolonophom nach vorn, während der Gong weiter echote und in Macabros' Ohren dröhnte.

Der Loark-Mann gewann blitzschnell an Volumen, als er Macabros entgegenfiel. Es sah aus, als würde ein mannsgroßer Luftballon, der das Aussehen eines Menschen hatte, sich mit Gas füllen.

Die Glasplatte löste sich vollständig auf.

Hunderte kleiner und großer Splitter schwebten durch die flockige Finsternis und wurden dann wie von einem Vakuum in die gähnende Dunkelheit gesaugt, das die ganze Zeit hinter der spiegelnden Fläche lag.

Zwischen den Glasplatten war eine Lücke entstanden.

Macabros streckte Bolonophom die Hand entgegen, als er sah, daß der aus der Zweidimensionalität Befreite Schwierigkeiten damit hatte, das Gleichgewicht zu halten.

Einen Moment war ihm schwindelig, und er ging wie auf Eiern.

»Es geht schon wieder.« Bolonophom strahlte. »Ich habe gewußt, daß du kommen würdest…«

»Dann warst du besser informiert als ich. Ich wußte es zum Beispiel nicht, ob es gelingen würde, dich zu befreien…«

»Aber du brauchtest nur in die Dunkelheit hineinzugehen und mich herauszuholen…«

Macabros sah ihn verwundert an, während der Gong langsam verhallte. »Es war leider ein bißchen komplizierter. Was hast du empfunden – als zweidimensionales Wesen?«

Nun war es an Bolonophom, verwundert dreinzublicken. »Ich stand einfach in der Dunkelheit und versuchte, daraus hervorzukommen. Ich bewegte Arme und Beine, kam aber keinen Schritt weiter. Es war wie in einem Alptraum. Man versucht, einer furchtbaren Gefahr zu entfliehen, rennt wie von Sinnen - und kommt doch keinen Millimeter vom Fleck… Du hast die unsichtbaren Fesseln durchgeschlagen, wie mir scheint…«

»Wenn es bei dir gelang, wird es bei den anderen auch klappen. Sieh' her…«

Bolonophom wandte den Blick. Erst jetzt schien er wahrzunehmen, daß da mehr vorhanden war als nur Dunkelheit, in die eine rätselhafte und mächtige »Gottheit« ihn gezogen hatte.

Er sah die Oberflächen der einzelnen Glaswände. Und als flaches, lebendes Bild darauf eingefangen – Frauen aus Varone und anderen Loark-Wüstenstädten.

Die Mundwinkel fielen ihm herab.

Verwirrt trat er näher und schien seine Umgebung und die Situation, in der sie sich befanden, völlig vergessen zu haben.

Er starrte auf die Glasfläche und berührte sie.

»Ich hoffe«, machte Macabros sich hinter ihm bemerkbar, »es sind nicht nur die Schönen aus Varone, die dein Interesse wecken, sondern in erster Linie ihr Schicksal…«

»So – war auch ich gefangen?« murmelte er verwirrt.

»Ja.«

»Es herrschte ein Gefühl der Angst und der Verlorenheit. Ständig glaubte ich, von zahllosen Händen festgehalten und unzähligen Augen beobachtet zu werden. Die Kraft, die mich in den Schwarzen Fluß gezogen hat, ist auch jetzt noch vorhanden. Spürst du sie nicht – diese Eiskälte?«

»Doch… Aber sie tritt erst jetzt auf.«

Der Luftzug kam aus der Lücke, wo die Glasfläche durch den Schwerthieb zersprungen war.

Die Luftbewegung nahm an Stärke zu.

Ein eisiger Wind wehte sie an…

Macabros ließ sich nicht davon zurückhalten, noch mal aktiv in das Geschehen einzugreifen, dem rätselhaften »Schlafenden« zu zeigen, daß es einen Eindringling gab, der Tod und Teufel nicht fürchtete.

Er holte aus und schlug zu. Die Glasplatte zersprang, die Scherben

flogen davon und umkreisten sie schwerelos wie Bruchstücke eines Planetoiden im Weltall.

Die Loark-Frau glitt aus der Zweidimensionalität in die Dreidimensionalität und Bolonophom fing die Gerettete auf, die sekundenlang die gleichen Symptome zeigte wie Bolonophom zuvor.

Eine zweite, dritte und vierte Glasfläche konnte Macabros zertrümmern. Die Zerstörung der unheimlichen Gefängnisse, deren Sinn er noch nicht begriff, erfolgte so dicht hintereinander, daß die gewaltigen Gongschläge mit solcher Wucht durch die Luft hallten, daß Macabros um Bolonophoms und der Frauen Gehör fürchten mußte. Sie hielten sich die Ohren zu.

In das Dröhnen der Gongs mischte sich das Pfeifen und Heulen des Windes, der sich zum Orkan entwickelte.

Die Dunkelheit hinter den Glasflächen schien sich zu sammeln, unvorstellbare Kräfte formierten sich und griffen an.

Mit der Wucht eines Tornados fiel diese Kraft über sie her.

Da konnte man nicht davonlaufen, sich nirgends festhalten. Nur eines hätte noch helfen können: die Fähigkeit, sich versetzen zu können. Irgendwohin, an einen anderen Ort, wo der Sturm nicht war. Aber das konnte er nicht mehr. Seit sein Geist und seine Psyche fest an Macabros gekoppelt waren, konnte er diesen nicht wie einen Geist in das Nichts teleportieren.

Doch dafür wurden sie um so heftiger bewegt. Wie welke Blätter im Wind.

Der Schlafende war wütend und setzte sich zur Wehr. Und er trieb die Fremdkörper aus seinem Reich wie ein Organismus, der Krankheitserreger abwehrt.

Macabros wurde der Boden unter den Füßen weggerissen. Er verlor den Halt und konnte nur noch mit Mühe das Schwert festhalten.

Er wurde in die Luft gewirbelt wie ein Blatt im Herbstwind.

Mit brachialer Gewalt riß der Luftstrom sie alle mit und wirbelte sie durcheinander.

In das Dröhnen der Gongs, dem Fauchen und Brüllen des Orkans mischten sich die Schreie der Frauen und Bolonophoms.

Sie flogen durch die Luft – hilflos wie Papierschnitzel.

Die flockige Dunkelheit, der »Strom« unter der erstarrten, glasartigen Oberfläche, zeigte, wozu er fähig war.

Macabros griff um sich und hoffte, irgendwo einen Halt zu finden. Doch da war nur Dunkelheit.

Die furchtbaren Geräusche, das Brausen und Toben konnte einen Sterblichen um den Verstand bringen.

Der heftige Sturm drehte Bolonophom, die Loark-Frauen und Macabros mehrmals um die eigene Achse. Sie vollführten gegen ihren Willen manchen Salto Mortale, und Macabros fürchtete schon, daß die

Befreiten im nächsten Moment irgendwo gegen eine Fels – oder Höhlenwand geschleudert und durch die Wucht des Aufpralls getötet wurden.

Sie waren dem Orkan hilflos ausgeliefert und wußten nicht, wohin es ging. Wie Insekten wurden sie durch die tosende, brausende Luft gepeitscht. Die Dunkelheit war in Aufruhr, die Glaswände längst weit hinter ihnen.

Macabros hatte das Gefühl, wie eine Fliege von einer Sturmböe durch einen gigantischen Tunnel getrieben zu werden.

Er fand keinen Boden mehr unter den Füßen und sah in der Düsternis vor sich die hellen Körper der Frauen, die ihm weit vorausschwebten. Bolonophom, eben noch in seiner Nähe, war seinem Blickfeld inzwischen entschwunden.

Die flockige Dunkelheit erinnerte ihn an Nebelschleier, durch die er geworfen wurde.

Und es ging weiter aufwärts. Der Sturm peitschte ihn nach oben, und dann wurde er wie ein Projektil aus einem Kanonenrohr in eine gigantische Halle geschossen, in der schwärzlich-rotes Licht herrschte.

Macabros flog nicht mehr durch die Luft. Er rutschte über glatten, fugenlosen Boden, der ihn an die Oberfläche des erstarrten Schwarzen Flusses erinnerte.

Bäuchlings ging es darüber hinweg. Dann war die Bewegung zu Ende.

Macabros, noch immer das Schwert in der Rechten, blieb keine Sekunde länger als nötig liegen.

Er drehte sich um und erhob sich… wollte sich erheben.

Da ragten die matt schimmernden, langen Speerspitzen ihm entgegen wie das ungeheure Gebiß einer Bestie.

Er zuckte zusammen und nahm die Szene, die sich ihm bot, ungläubig auf.

Vor ihm stand eine Mauer aus schwarzgekleideten, seltsam anzusehenden Rittern.

Sie trugen schwere, schwarze Rüstungen. Auf den Schultern steckten klobige Helme, die vorn spitz wie ein Vogelschnabel zuliefen. Im Helm gab es nur zwei runde Öffnungen, die einen Teil des Körpers sichtbar machten. Die Augen! Sie glühten in unwirklich grünem Licht…

Die schwarzen Gestalten waren bis an die Zähne bewaffnet, trugen Lanzen und Schwerter – und hinter den spitzen Vogelschnäbeln hörte man ein ziehendes Atmen. Es klang wie eine Pumpe, die Sauerstoff in die Lungen der gepanzerten Gestalten preßte…

*

Die Schwarzen standen vor ihm wie eine Mauer.

Bei der geringsten Bewegung, das war sicher, würden die Lanzenspitzen ihn durchbohren. Davor fürchtete er sich nicht. Ihm bereitete etwas anderes Sorge.

Das Schicksal der Frauen und Bolonophoms, die er aus Glasflächen befreit hatte.

Er wandte den Kopf und sah nur wenige Meter von sich entfernt eine der Schonen aus Varone auf dem glatten, fugenlosen Boden liegen. Auch vor ihr stand abwehrbereit eine Mauer aus schwarzen Rittern. Mehrere Lanzen waren auf den Körper der Frau gerichtet, die vom Regen in die Traufe geraten war.

Bolonophom und den anderen erging es nicht anders. Keiner von ihnen wagte sich zu rühren…

Die schweratmenden, gepanzerten Gestalten boten ein Bild des Unheils und der Gefahr. Schon die äußere Aufmachung verhieß nichts Gutes. Macabros kamen sie vor wie Roboter, herz- und seelenlose Geschöpfe, die aufs Töten abgerichtet waren…

Ein Ereignis lenkte seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung der endlos scheinenden Halle.

In der schwarz-roten Atmosphäre entstand plötzlich Unruhe.

Dort, wo die gewaltigen Öffnungen sich im Boden befanden, war plötzlich das Klirren von Stahl auf Stahl zu hören.

Einer der Schwarzen fiel um, seine Lanze rutschte über den Boden.

Eine Gestalt löste sich im selben Moment aus dem Dunkeln, das lange blonde Haar rahmte ein gebräuntes Gesicht. Noch ein Blonder, schoß es Macabros durch den Kopf. Wo kommt er denn jetzt her?

Die Dinge überstürzten sich.

Der Mann, der nichts weiter als einen Lendenschurz à la Tarzan trug, hatte offensichtlich durch die Ankunft der Fremden, der neuen Gefangenen, einen Moment der Unaufmerksamkeit erwischt. Den nutzte er.

Wie ein Pfeil flog er durch die Luft und erreichte mit zwei, drei schnellen Schritten einen der Schächte, durch die Macabros und die anderen geblasen worden waren und in denen der tosende Orkan sich wieder gelegt hatte.

Der Tarzan-Typ wollte hineinspringen. Aber das schaffte er nicht mehr.

Von der Seite her schoben sich die Schwarzen auf ihn zu. Es war erstaunlich, daß sie sich in ihren klirrenden, offensichtlich schweren Rüstungen so flink und behend bewegen konnten.

Der Mann mit dem Lendenschurz schaffte die Flucht nicht.

Die Lanzen zuckten vor ihm empor und stießen nach vorn. Ruckartig und knallhart wurde die Bewegung ausgeführt.

Macabros sah den Fremden schon von mehreren Lanzen getroffen

blutüberströmt zu Boden stürzen.

Der Augenblick des Angriffs auf den Tarzan-Mann war der Augenblick der Reaktion Macabros'.

Er riß die Arme zur Seite und sprang gleichzeitig in die Höhe.

Lanzen wurden weggedrückt. Aber nicht alle.

Drei, vier Spitzen bohrten sich in seine Brust. Die finsteren Gestalten nahmen auf ihn nicht die Rücksicht wie auf den, der die Flucht hatte ergreifen wollen.

Der andere zuckte zusammen und duckte sich instinktiv. Eine Sekunde hielt er inne. Damit war erreicht, was die in der Rüstung Steckenden von ihm wollten. Schon sprangen ihn von der anderen Seite weitere schwarze Gestalten an und rissen ihn zu Boden. Der Fremde kämpfte mit Bravour, konnte zwei, drei seiner Gegner abschütteln und warf sie zur Seite, daß die schweren Rüstungen auf dem steinernen Untergrund Funken schlugen.

Die Schwarzen waren in der Übermacht, und im Nu hatten sie den tapferen Flüchtling überwunden.

Sie hätten ihn mehr als einmal dabei töten können. Aber genau das schienen sie nicht zu wollen. Sie wollten ihn lebend!

Macabros war auf den Beinen. Die Lanzen, die ihn durchbohrt hatten, konnten ihn nicht fällen. Sein Körper war für diese Waffen wie Watte.

Die finsteren Burschen, die ihn attackiert hatten, zogen die Lanzen zurück.

Macabros warf zwei der Finsteren zu Boden.

Er wollte dem Fremden zu Hilfe kommen und seinen Kampf unterstützen, ehe sie ihn vollends fertig machten.

Aber er hatte die Wendigkeit und Stärke seiner Gegner unterschätzt. Sie schalteten schnell und schienen sich nicht mal durch die Tatsache, daß er nicht verwundbar war, zurückhalten zu lassen.

Von allen Seiten stürzten sie ihm entgegen.

Er war von den Finsteren plötzlich umringt. Da half kein Durchboxen mehr. Sie hingen an ihm wie die Kletten.

Sie konnten ihn nicht verletzen, aber sie konnten ihn daran hindern, dem anderen zu Hilfe zu eilen.

Er wurde zu Boden gerissen. Sie knieten mit ihren schweren Rüstungen auf ihm, hielten ihm Arme und Beine fest, und dann waren auch schon welche da, die mit Widerhaken versehene Stahlfesseln um seine Glieder und seinen Körper schlangen.

Die Haken waren es nicht, die ihn zurückhielten, sich zu bewegen. Es waren die Fesseln selbst, die seine Bewegungsfreiheit vollständig einengten. Die schwarzen Burschen verstanden ihr Handwerk. Sie schnürten den Mann, den sie nicht töten konnten, wie ein Paket.

Aus eigener Kraft kam Macabros nicht mehr auf die Beine. Er

konnte sich nicht mehr bewegen. Sie mußten ihn emporzerren.

Er stand zwischen ihnen, verschnürt wie eine Mumie.

Die unheimlichen, grün leuchtenden Augen starrten ihn an, als wollten sie ihn sezieren.

Macabros wurde nach vorn gestoßen. Er wäre umgekippt, hätten die Gestalten in den Rüstungen nicht so dicht um ihn gestanden, daß sie gleichsam Spalier bildeten.

Er fiel gegen die massiven Rüstungen und wurde wieder nach vorn geschubst.

Dann öffnete sich eine Gasse.

Der Mann im Tarzan-Look und er standen sich gegenüber.

Für die hinter den Visieren mußte es schon merkwürdig sein, zwei Gefangene zu haben, die sich in der Größe und im Aussehen glichen. Zumindest, was die Haare anbetraf. Sie waren beide blond.

Der Mann im Tarzan-Look hatte intelligente Züge. Vom Aussehen her hätte er aus der Zeit sein können, in der Björn Hellmark und die Freunde zu Hause waren.

Kluge Augen und das Gesicht eines modernen Menschen befanden sich ihm gegenüber.

»Danke«, sagte der blonde Tarzan. »Du hast mir zu Hilfe kommen wollen…« Er tat sich etwas schwer in der vokalreichen, dumpf klingenden Ursprache von Xantilon.

»Leider ist es bei dieser Absicht geblieben…« Absichtlich antwortete Macabros mit einem leichten, englisch klingenden Akzent.

Der andere stutzte.

»Du siehst so anders aus, als alle, mit denen ich während der letzten Jahre zu tun hatte«, entgegnete der blonde Mann mit dem Lendenschurz. »Und es würde mich nicht wundern, wenn ich mich mit dir auf Englisch, Deutsch oder Franzosisch unterhalten könnte…« Diesen letzten Satz sprach er jeweils zu einem Drittel in den von ihm erwähnten Sprachen, und Macabros' Körper spannte sich.

»Du wirst es nicht glauben – aber ich habe jedes deiner Worte verstanden, old fellow…«

Seinem Gegenüber traten fast die Augen aus den Höhlen, als die Antwort aus englischen, deutschen und französischen Vokabeln zusammengestückt fast akzentfrei kam.

Was sich hier abspielte, konnte einfach nicht sein!

Und Macabros zweifelte daran, daß die Begegnung sich 8734 Jahre vor Beginn der ersten offiziellen xantilonischen Zeitrechnung abspielte!

Dieses Zusammentreffen hätte eher auf eine Situation am Londoner Piccadilly Circus gepaßt, auf ein Gespräch vorm Eingang der Metro in Paris, vor dem Empire State Building in New York… auf dem Ku'damm in Berlin…

Und einen Moment, als er den ungläubigen Gesichtsausdruck des anderen sah, hatte Macabros auch das Empfinden, als wäre er irgendwo an einem solchen Ort – nur die Kulisse stimmte nicht, die finsteren Gestalten in ihren schweren, eisernen Rüstungen und den Lanzen und Schwertern paßten nicht in die moderne Welt, aus der er kam, waren eine dämonische Farce, die ihn in die andere Wirklichkeit zurückriß…

*

Eben noch weißer Strand, blaues Meer – jetzt Nacht und eine hügelige Bergkette in der Ferne, die sich kaum vom düsteren Horizont abhob: Rani Mahay und sein Begleiter kamen am Rand der Straße an, die nach Cereste führte.

Tief atmete Mahay die frische, kühle Luft ein.

»Man merkt gleich, daß man nicht mehr auf Marlos ist, nicht wahr?« sagte er scherzhaft, während er sich umblickte.

Nur wenige Schritte vom Ankunftsort entfernt, entdeckte er das helle Ortsschild. Sie näherten sich ihm.

Cereste stand darauf.

»Wir sind richtig«, meinte Mahay. »In der Nähe von Cereste lokalisierte Alan das Hotel Fraque. Aber rund um Cereste gibt es vier Himmelsrichtungen. Alan hat etwas von einem Hügel gesagt… hier gibt's 'ne ganze Menge.«

Das Unternehmen war ohne genauere Angaben nur schwer durchführbar. Dennoch hatte Rani Mahay sich darauf eingelassen.

»Fragen wir doch den alten Mann, er wird es wissen«, warf Whiss plötzlich ein.

»Was für einen alten Mann?« staunte der Inder. Er blickte in die Runde. »Ich kann keinen sehen…«

Eine von Whiss' noppenartigen Antennen war halb herausgefahren.

»Dreihundert Schritte weiter vor - und du stehst genau vor ihm. Frag' ihn doch nach dem Hotel! Vielleicht weiß er etwas. Müßte eigentlich bekannt sein…«

Rani beeilte sich.

Whiss hatte mit seinen Parafähigkeiten richtig empfangen.

Am Straßenrand stand ein altes Haus. Es war das erste Gebäude in Cereste.

Ein Mann hantierte an der Haustür, ohne hineinzukommen.

Rani räusperte sich.

Der alte Mann, wie Whiss ihn bezeichnet hatte, war gar nicht so alt. Er hatte einen mächtigen Vollbart, das ließ ihn so erscheinen. Rani schätzte den Mann höchstens auf vierzig.

Das Räuspern nützte nichts. Der Mann war betrunken und schaffte

es nicht, den Schlüssel ins Schloß zu bringen.

Rani legte seine Rechte auf die Schultern auf den Besäuselten. »Ich mach dir einen Vorschlag, Kamerad«, sagte der Inder in seinem harten Französisch.

Der Angesprochene drehte sich um. Er hatte Mühe beim Stehen. Seine Fahne roch man drei Kilometer gegen den Wind.

»Hola. «, lallte der Bärtige, »du bist… aber auch nicht von hier… das merk' ich sofort… an der Sprache.«

»Ich bin zufällig hier vorbeigekommen. Ich suche ein Hotel…«

»Gibt's hier 'ne ganze Menge.«

»Ich brauch' ein ganz bestimmtes…«

»Aha.«

Rani deutete auf die Tür. »Ich habe ein Geschäft mit dir vor, mon ami.«

Der andere verzog das Gesicht. »Jetzt nicht… um diese Zeit… hab' ich dafür… keinen Sinn mehr… komm' morgen wieder… ich muß jetzt zu Chantale… sie ist eine wunderbare Frau… scheint aber etwas gegen mich zu haben… der Schlüssel steckt von innen… und sie schläft wie ein Murmeltier…«

»Ich schließ dir auf – und du sagst mir, wie ich am schnellsten zum Hotel Fraque komme.«

Der andere stutzte. Er fuhr sich durch seinen verfilzten Bart. »Fraque? Sagtest du – Fraque?«

»Ich sagte Fraque…«

»Hm, das gibt's nicht in Cereste. Es liegt… weiter im Norden… 'ne halbe Stunde Fahrt…«

»Ich bin zu Fuß und…«

»Holla, was ist… denn das?« lallte der Franzose und stierte Mahay an wie ein Gespenst. »Du… kannst du mir sagen… was das ist?« seine Stimme sank zu einem fast unverständlichen Flüstern herab. »Es sieht gefährlich aus… hat große Hände… und Flügel und seltsame Pickel auf dem Kopf… die Augen blicken fürchterlich… sind rund wie Tennisbälle… brrr… kannst du mir… sagen, was das ist?«

»No, keine Ahnung, mon ami… Ich hab' so etwas noch nie gesehen.«

»Ich auch noch nicht… aber vielleicht ist es… es besser, wenn du das… Ding von deiner Schulter… nimmst, ehe es in dein Ohr kriecht… dann hast du nämlich… einen kleinen Mann im Ohr…«

Die Idee, sich an einen Betrunkenen zu wenden, war nicht gerade die beste gewesen. Aber schließlich und endlich kam Mahay doch zum Ziel. Umständlich erklärte der Bärtige, wo das Hotel Fraque lag und wie es aussah.

»Zu Fuß…«, lallte er, »kommst du allerdings heute nacht nicht mehr hin…«

»Ich bin ziemlich schnell auf den Beinen, Kamerad. Vielen Dank und viel Spaß mit Chantale…«

Rani Mahay stieß die aufgeschlossene Tür nach innen und sah gerade noch, wie eine schlanke, große Frau aus dem Schatten trat und den Bärtigen am Kragen packte, ehe der Mann auch nur einen Laut von sich geben konnte.

»Na, warte«, sagte Chantale, und ihre Stimme klang nicht freundlich. »Du wolltest heute abend nur einen kurzen Besuch bei Claude machen… nur eine halbe Stunde sollte es dauern… seither sind fünf Stunden vergangen…«

Mahay verschwand nach Marlos.

Er bekam nicht mehr mit, wie die Auseinandersetzung zwischen dem Paar weiterging. So erfreulich, wie der Bärtige sich die Nacht vorgestellt hatte, würde sie sicher nicht für ihn werden. Und wenig Erfreuliches hielt diese Nacht auch für Rani Mahay parat. Allerdings auf andere Weise.

Von Marlos aus teleportierte er an die von dem Bärtigen beschriebene Stelle. Er kam direkt auf dem Hügel mit dem blatternarbigen Hotel und dem neuer aussehenden kleinen Wohnhaus an.

Rani und Whiss waren noch nicht recht materialisiert, da hörten sie schon den gräßlichen Schrei, der ihnen durch Mark und Bein ging.

*

Da gab es kein Zögern.

Der Inder spurtete los. Sein schwerer, muskulöser Körper flog über den holprigen Boden. Mahays Ziel war der Haupteingang des Hotels.

Über der Tür stand in verwaschenen Lettern das Wort »FRAQUE«.

»Da drin ist was los, Whiss! Wir scheinen gerade mal wieder richtig zu kommen.«

Hinter den Fensterläden war nirgends Lichtschein zu sehen. In der Dunkelheit der Räume und Korridore ging etwas vor, was nicht normal war. So schrie nur ein Mensch in höchster Todesangst.

Die Tür war verschlossen.

Und sie war verdammt massiv. Mahay warf sich zweimal dagegen. Die Tür gab um keinen Millimeter nach.

Da fuhr Whiss einen seiner noppenartigen Fühler aus.

»Da müssen gestandene Männer'ran!« konnte sich der kleine Kerl seine Bemerkung nicht verkneifen.

Im Schloß knackte es vernehmlich - und gleichzeitig wurde von unsichtbarer Hand die rostige Eisenklinke heruntergedrückt.

»Vorhin hast du deine Männlichkeit noch infrage gestellt, und ich dachte schon, du seist eine verkappte Jungfrau…«

Mahay riß die Tür auf und warte Whiss' Reaktion erst gar nicht ab.

Der Inder stürmte in die kleine Empfangshalle. Die Rezeption bestand aus rotem Mahagoniholz. An der Wand dahinter hingen ein paar Bilder. Auf der anderen Seite befand sich eine altmodische Sitzgruppe. Auf einem niedrigen Tisch waren Magazine und Zeitungen ausgebreitet.

Zwischen Rezeption und Sitzgruppe lag ein großer Teppich. Der führte auf zwei Sandsteinstufen zu, hinter denen die Korridore zu den unteren Zimmern und der hölzerne Treppenaufgang zu den oberen Etagen sich anschlossen.

Beim Hineinstürmen in die kleine Empfangshalle zuckte Mahays Hand automatisch zum Lichtschalter. Die matten Kristallflächen eines für diesen Raum zu großen Lüsters schimmerten im Sternenlicht, das durch die weit geöffnete Tür fiel.

Die Lampe flammte nicht auf. Es gab keinen Strom.

Der Schrei hallte noch immer in ihren Ohren.

Woher er kam, ließ sich schwer feststellen. Er war überall, füllte das Haus - als würde dies selbst sich auf diese gräßliche Weise äußern.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen.

Außer dem Schrei – kein anderes Geräusch…

Rani rannte den Korridor entlang und riß einige Türen auf. Alle Zimmer waren verstaubt und schon lange Zeit nicht mehr benutzt.

Am Ende des Korridors angekommen, vernahm er den Schrei am deutlichsten. Aber hier hinten – gab es keine Tür, sondern nur eine Wand.

»Auf der anderen Seite der Wand muß es ein Zimmer geben, das von diesem Teil des Korridors nicht zugänglich ist«, stieß Mahay hervor.

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

In diesem Hotel ging Unheimliches vor. Hier war – wenn er Alan Kennans Bericht zugrunde legte – Camilla zu Tod gekommen. Etwas lebte und lauerte hier. Etwas Dämonisches, Unbeschreibliches, Unerklärliches…

Alan hatte ihm entkommen können… quasi im letzten Augenblick.

Mahay suchte die Wand ab, hinter der der Schrei langsam verebbte.

Ein dumpfer Schlag erfolgte, als würde ein Körper zu Boden fallen…

Rani wirbelte herum. Whiss löste sich von seiner Schulter und stürmte durch den Gang.

»Es ist schaurig«, stieß er hervor. »Ich fühle gewaltige Ausstrahlungen…«

»Wer hat da geschrien, Whiss – und warum?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht begründen… es ist hier im

Haus. Das Grauen selbst lebt hier… schon lange Zeit.«

»Camilla?! Spürst du etwas von Camilla?«

Whiss wirbelte um seine eigene Achse. Zwei seiner Fühler waren weit ausgefahren. Der kleine Kerl war das reinste Nervenbündel.

»Es sind die anderen Zimmer. Sie sind von dieser Seite nicht zugänglich. Da gibt es einen anderen Korridor… und viele halten sich dort auf…«

»Wer?«

»Weiß nicht…«

»Menschen?«

»Ja – und nein…«

Rani Mahay konnte sich nicht entsinnen, Whiss jemals in einer solchen Verfassung gesehen zu haben.

Der Kleine war aufs äußerste erregt und schien seine ganze Kraft dazu einzusetzen, die Atmosphäre mit seinen übersensitiven Sinnen zu erforschen.

Er raste durch die Eingangstür, die er mit Para-Kraft geöffnet hatte. Rani hinter ihm her.

Er flog am Haus entlang. Mahay folgte ihm und hatte Mühe, Whiss' Tempo zu halten. Schon war er um die Hausecke verschwunden und damit seinen Blicken.

Das Hotel war L-förmig gebaut. Der Seitenanbau war etwas schmaler. Drei Fensterreihen übereinander. Alle mit Läden verschlossen.

Im Anbau gab es eine weitere Tür.

Sie stand weit offen.

Dunkel und fensterlos lag wie ein gähnender Schlund ein langer Korridor vor ihm.

Links und rechts waren Türen. Sie mündeten auf den Gang. Ihre blaue Farbe ließ den Korridor noch dunkler erscheinen.

»Whiss?!« rief Rani. Er konnte den kleinen Burschen nicht mehr sehen und hörte auch nichts von ihm.

Sein Blick war auf das andere, im Düsteren verschwindende Ende des fensterlosen Korridors gerichtet.

Er rannte darauf zu, tat es instinktiv. Dort hinten mußte eine Tür sein, die in ein Zimmer führte. Von der anderen Seite des Zimmers, begrenzt durch eine massive Steinwand, hatte er den Todesschrei vernommen.

Rani Mahay handelte unverzüglich. Während er die Tür aufriß, war er darauf konzentriert, die Flucht nach Marlos anzutreten, wenn die Situation es erfordern sollte. Überrumpeln lassen wollte er sich nicht.

Das Haus war eine Dämonenfalle! So ähnlich hatte Alan es beschrieben… Dämonenfallen gingen auf Molochos und Rha-Ta-N'my

zurück.

Ein stumpfes, kaltes Licht war als erstes zu sehen, als die Tür aufging.

Dann spürte er auch schon den eisigen Luftzug, der sein Gesicht traf.

Mahay stockte der Atem, er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Vor ihm lag ein altmodisch eingerichtetes Hotelzimmer mit ausladenden, verschlissenen Polstermöbeln und einem breiten Himmelbett. Die Fenster im Hintergrund waren angelaufen, die Vorhänge auf die Seite gerissen, als hätte noch jemand versucht, in höchster Eile auf diese Weise das Zimmer zu verlassen.

Doch es war ihm nicht mehr gelungen. Die eisige Kälte hatte ihn eingeholt. Ein unheimlicher, unerklärlicher Tod hier im Innern des »Hotel Fraque« hatte ihn ereilt…

Am Tisch saß ein Mann. Völlig reglos. Seine Haut war weiß. Auf seinem Kopf und seinen Brauen lag gefrorener Schnee, und von der Decke fiel unablässig weiterer Schnee, bedeckte Tisch und Stühle, das Himmelbett, den Boden und die Rahmen der Bilder, die Nippsachen und Bücher auf den Regalen.

Auf dem Boden vor Mahay – lag eine mit einer dünnen Schneeschicht bedeckte Leiche. Das Blut aus den Wunden war verkrustet, und Schneekristalle hatten sich darangesetzt.

Camilla Davies!

Sie und der Mann am Tisch waren zu Eis erstarrt, und wenn es im Innern dieses unheimlichen Hotelzimmers weiter so schneite, dann würden sie bald vollends bedeckt sein…

*

War das die Szene, die Alan Kennan beobachtet hatte? War es eine von vielen Szenen, die sich möglicherweise auch in anderen Zimmern des merkwürdigen Gebäudes abspielten?

Er wußte es nicht. Und er sollte es nicht erfahren.

Fünf Sekunden war er abgelenkt. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Er erhielt einen Stoß in den Rücken und taumelte nach vorn. Nur einen einzigen Schritt weit. Aber es war ein Schritt zuviel. Er übertrat die Schwelle.

Mahay war flink, gewohnt schnell und handelte ohne lange zu überlegen.

Doch diesmal war er zu langsam.

Noch ehe er herumwirbelte, um seinem heimtückischen Gegner ins Gesicht zu sehen, flog ihm die Tür entgegen und krachte ins Schloß.

Ein vernehmliches Knacken. Von außen wurde ein Schlüssel

gedreht.

Mit einem wütenden Fluch auf den Lippen warf der muskulöse Inder sich der Tür entgegen. Er hatte das Gefühl, gegen eine Mauer anzurennen. Die Tür gab nicht nach.

Mahays Atem war zu sehen, er destillierte an der lackierten Innenfläche der Tür.

Das Herz des Inders schlug schneller.

Er spürte die Kälte, die durch seine Kleider kroch, den Schnee, der auf seiner Haut schmolz, aber auf seinen Augenbrauen liegen blieb und festfror.

Ein schmerzliches Lächeln stahl sich drei Sekunden auf seine Lippen.

»Nicht so, nein… nicht mit mir«, murmelte er im Selbstgespräch.

Er dachte an Marlos, die paradiesische Insel im Unsichtbaren, die allen,die sie kannten, Geborgenheit und Sicherheit verhieß.

Ab – nach da!

Aber seine Umgebung veränderte sich nicht.

Da blieb das alte, seltsame Hotelzimmer, da blieben die Kälte und der Schnee, und er merkte, wie die eisige Temperatur langsam auch in seine Glieder kroch, ihn müde und abgeschlagen machte, wie der Schnee langsam auch auf ihm liegen blieb und ihn wie ein lockeres, kaltes Leichentuch zuzudecken begann…

*

Er hatte schon viel erlebt. Aber so etwas noch nicht.

Dieser blonde Tarzan konnte sich in einer modernen Sprache ausdrücken, und er stammte offensichtlich auch aus einer modernen Zeit.

»Wer bist du?« fragte Macabros und richtete seine Worte in Englisch an den Fremden.

»Harry…«

»Amerikaner?«

Ein Nicken.

»Und – aus welcher Zeit stammst du?« Macabros ließ sein Gegenüber, der nicht so gefesselt war wie er, sondern lediglich von mehreren finsteren Gestalten in Schach gehalten wurde, nicht aus den Augen.

»1950…«

»Dann bist du gut dreißig Jahre jünger als ich. Und doch scheinen wir das gleiche Alter zu haben…« Erregung packte Macabros. »Wie kommst du hierher, Harry?«

»Das ist eine lange Geschichte. Dazu werden uns die Finsterlinge von Krosh wohl keine Gelegenheit geben. Ist schon erstaunlich, daß

sie uns so lange miteinander reden lassen, scheint einen besonderen Grund zu haben…« Seine Stimme klang mißtrauisch. »Ich kenne die Burschen nämlich. Ich habe nicht zum erstenmal mit ihnen zu tun. Diesmal, so scheint es mir allerdings, scheinen sie mich wirklich an der Kandarre zu haben. Ich bin ihnen zu nahe auf den Pelz gerückt.«

»Und weshalb?«

»Es heißt, daß einer von ihnen weiß, wo das ›Singende Fahsaals‹ zu finden ist… Und hinter dem bin ich her. Wer es besitzt, dem werden alle Wünsche erfüllt werden. Und ich habe eigentlich nur einen einzigen: wieder heimzukehren in meine Welt und meine Zeit. Und dann Rache an ihnen zu nehmen…«

»Rache an wem?«

»Rache an denen, die mich hierher gebracht haben. Die Männer in Schwarz – die Men in Black! Schon mal von ihnen gehört.?«

»Oh, ja«, sagte Macabros dumpf und mußte an die Begegnungen denken, die Rani Mahay und Richard Patrick mit den Männern in Schwarz gehabt hatten. Begegnungen, die sie an den Rand des Todes brachten.

Sie waren also auch schon in früheren Jahrzehnten aufgetreten. Das war schon lange vermutet worden. Und nicht nur da. In noch früheren Zeiten waren sie aufgetaucht.

Sogar hier – 8734 Jahre vor der xantilonischen Zeitrechnung fiel ihr Name.

»Wahrscheinlich bist du ihnen auch in die Hände gefallen. Warst du hinter ihrem Geheimnis her?« erscholl Harry Carsons Frage.

Macabros nickte. »Auch… aber meine Anwesenheit hier hat einen anderen Grund.«

Er sprach nicht mehr weiter. Harte, mit Metall überzogene Hände packten ihn. Er wurde nach hinten gerissen. Zur gleichen Zeit wurde auch Harry Carson von seinen Bewachern gefaßt und zur Seite geschubst. Er war im Nu umgeben von einem Spalier aus Lanzenspitzen und Schwertern.

Man trieb die beiden Männern auseinander.

Die Plötzlichkeit des Vorgangs verwirrte Macabros. Die schwarzen, gepanzerten Gestalten, von denen man außer den wildglühenden grünen Augen nichts sonst sah, reagierten alle gleichzeitig. Als erhielten sie einen stummen Befehl.

Sie selbst blieben nach wie vor stumm. Außer dem röchelnden, ziehenden Atem war nichts von ihnen zu vernehmen. Sie schienen keiner Sprache mächtig. Wie aber verständigten sie sich dann untereinander? Durch – Telepathie?

Macabros hatte ein komisches Gefühl.

Die Finsterlinge von Krosh waren eine merkwürdige, rätselhafte Spezies. Ein großes Geheimnis umgab die Titanenhöhle, in der sie

angekommen waren, ein großes Geheimnis umgab den Schlafenden, der Opfer in der Zweidimensionalität hielt – und nicht minder waren die Priester, die die Opfer lieferten… Alles verschiedene Dinge? Nein! Daran konnte Macabros nicht mehr glauben.

Ebensowenig wie daran, daß die Männer in schwarz Harry Carson hier in einer fernen Vergangenheit der Insel Xantilon abgesetzt hatten. Nichts geschah ohne Grund – und erst recht nicht, wenn die Männer in Schwarz ihre Hände im Spiel hatten…

Er mußte diesen Harry Carson wiedersehen! Das hieße, ein weiteres Rätsel lösen, ein Rätsel, das möglicherweise auch für sein Schicksal bedeutsam war.

Plötzlich erscholl ein Ruf. Harry Carson war stehengeblieben. Etwa zwanzig Schritte von der Stelle ihrer Begegnung entfernt war Unruhe zu vernehmen. Harry hatte mal wieder zugeschlagen. Hart klirrten die Lanzen.

»Hör zu, Björn!« brüllte Carson, so laut er konnte, aber man merkte seiner Stimme an, daß ihm jedes Wort eine Qual war. Er stürzte zu Boden, man prügelte ihn nieder und Macabros wäre ihm am liebsten zu Hilfe gekommen. Er riß und zerrte an seinen Fesseln, konnte sie aber nicht sprengen. Tief drangen die Widerhaken in seine »Haut« ein, hinterließen aber keine Spuren, keinerlei Verletzungen.

»Es war nett… dich kennengelernt zu haben… war ein bißchen kurz, das Ganze…« Seine Stimme wurde leiser. Die Finsterlinge hatten Carson wieder auf die Beine gestellt und schleppten ihn nun davon. Er verschwand in der schwarz-roten Düsternis.

Macabros vernahm nur noch ein einziges Mal die Stimme des blonden Mannes im Tarzan-Look, der ihm Rätsel über Rätsel aufgab.

»… wir hätten… uns bestimmt… ’ne Menge zu erzählen… aber diesmal – es ist das dritte Mal, daß ich den Finsterlingen in die Hände falle – werden sie wohl kein Risiko mehr eingehen. Vielleicht treffen wir uns im Opferbecken wieder, wenn sie uns mit ihrem Krakengötzen kämpfen lassen. Er soll übrigens… Ähnlichkeit haben mit dem großen Gott, den sie hier verehren… und der ihr Leben von der Geburt bis zum Tod bestimmt… und der nicht von der Erde… sein soll…«

Die letzten Worte verstand Macabros kaum noch.

Dann herrschte Stille.

Bis auf das ziehende Atmen der gepanzerten Gestalten, von denen mehrere Hundert in der großen Halle versammelt waren.

Nach dem Zwischenfall begann die große Aufräumarbeit.

Bolonophom und die Frauen, die in der Gefangenschaft des Schlafenden gewesen waren, wurden in unterschiedliche Richtungen davongeführt.

Macabros wurde weiterhin festgehalten.

»Warum gebt ihr uns nicht frei?« stieß er hervor. »Wir sind nicht

verfeindet mit euch… wir können euch helfen, aus der Sklaverei zu entkommen. Denn was ist es anderes als Sklaverei –, wenn ihr dem Schlafenden ständig dient, wenn er über euer Leben und Sterben befindet? Er ist nicht von dieser Welt, er ist eine Bestie, eine vielarmige Bestie, die sich anschickt, die ganze Welt zu umschlingen…«

Er sagte es in der verfremdeten Sprache des alten Xantilonisch. Wenn sie ihn verstanden, schienen sie sich jedenfalls nicht für seine Worte zu interessier ren. Sie zeigten nicht die geringste Reaktion. Nicht mal ihr lautstarkes Atmen veränderte sich.

Dann schleppten sie ihn mit, als hatten sie wieder einen Befehl erhalten. Sie handelten wie ein Mann. Gleichzeitig und roh… Jemand aus Fleisch und Blut würde dieses harte Zupacken der eisenbehandschuhten Hände empfindlich spüren.

Es ging in die seltsame Dunkelheit, die eine Art Zwielichtzone war, in der man sich einigermaßen zurechtfand.

Die Finsterlinge von Krosh führten ihn um die riesigen Löcher im Boden herum. Durch diese Öffnungen schienen die Gepanzerten mit dem Schlafenden zu kommunizieren. Damit hatten sie offensichtlich eine höhere Stellung inne als die sieben Priester vor dem Maul des Steingötzen. Aber der Eindruck konnte auch täuschen. Über die wirkliche soziologische Struktur dieser unterschiedlichen Protagonisten hatte er keine Information.

Beim Eindringen in die schummrige Halle, in die noch nie ein Sonnenstrahl gefallen zu sein schien, kam er an seltsam geformten Wanden vorüber, die wie Kunstwerke errichtet waren, und über deren Funktion er sich sonst keinen Sinn machen konnte.

Die massigen Quader waren schwarz und von tentakelartig geformten Reliefs umschlungen. Wände schienen offensichtlich zu Ehren des Schlafenden errichtet zu sein.

Er kam auch an einem Tor vorbei, das durch zwei solcher Tentakel-Quader flankiert wurde, zwischen den Wänden führte ein breiter Korridor in eine Halle, in der sich schattenhafte Wesen bewegten. Ein gleichmäßiges Rauschen und Zischen war unüberhörbar.

Er wurde weitergeführt, kam zu einem anderen Quader. Dahinter lag ein muffiger Korridor, in dem der Anteil der schwärzlichen Dunkelheit höher lag.

Etwas Eisernes bewegte sich. Eine Gittertür öffnete sich. Macabros wurde in das fensterlose, modrigriechende Verlies gestoßen. Er konnte sich wegen der Fesseln unmöglich auf den Beinen halten. Schwer stürzte er zu Boden und schlug mit dem Kopf auf die kalten Steine. Ein anderer hätte sich erheblich verletzt. Ein Körper aus ätherischer Substanz blieb unbeschädigt.

Die eiserne Tür wurde zugeschlagen.

Die Gepanzerten zogen sich zurück. Das Geräusch, das ihre metallenen Sohlen und das Atmen verursachten, verebbte.

Da war nur ein leises Atmen, ein unendlich leises Stöhnen.

Macabros richtete sich auf, rutschte auf die Seite und sah die Umrisse eines menschlichen Körpers.

Das blonde Haar leuchtete aus dem Dunkel.

Man hatte ihn in die Zelle zu – Harry Carson gesperrt!

*

Die Kälte machte ihm schwer zu schaffen. Er kämpfte mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Willen dagegen, nicht einzuschlafen.

Rani Mahay war über die Plötzlichkeit der Wirkung erschrocken.

Whiss, grellte der Gedanke in seinem Bewußtsein auf. Was ist aus ihm geworden? Wohin ist er geraten? Befand er sich auch hier in Schnee und Kälte eines Hotelzimmers, das starken dämonischen Kräften unterworfen war?

Rani merkte, daß er bereits auf dem Boden lag. Dabei war ihm sein Stürzen nicht mal bewußt geworden.

Er mobilisierte mit ungeheurer Willensanstrengung seine *ganze* Kraft. Da gelang es ihm, sich aufzurichten und den Schnee abzuschütteln. Mit klammen Fingern fuhr er sich über das Gesicht und wischte den hartgewordenen Schnee von seinen Augenbrauen.

»Du hast erstaunlich viel Widerstandskraft«, vernahm er die Stimme aus dem Schneegestöber.

Mühsam brachte der Mann seinen Kopf herum und blickte in die Richtung, aus der die Stimme kam.

»Du scheinst eine besonders harte Nuß zu sein«, fuhr die Stimme fort. »Aber auch mit dir werde ich fertig…«

Eine Frau sprach.

Rani sah sie.

Wie ein grauer Schemen wirkte sie hinter dem Schleier aus dicht fallenden Schneeflocken.

»Wer bist du?« hörte Mahay sich mit schwacher Stimme fragen.

Es gelang ihm, sich aufzurichten und Halt zu finden an dem flachen Tisch, wo der junge, kräftige Mann saß und die erstarrten Hände auf der Tischplatte liegen hatte.

Die sehr jugendlich wirkende Frau mit den langen Beinen trat auf ihn zu - mit erstauntem Gesicht.

»Wieso kannst du dich bewegen?« fragte sie verwirrt, ohne zunächst auf seine Frage einzugehen.

Das schien sie stark zu beschäftigen, sie blieb stehen und ließ ihn nicht aus den Augen.

Rani hatte einen Verdacht. Hing es damit zusammen, daß er ein Auge des Schwarzen Manja in seiner Tasche trug? Seit dem Zwischenfall in Arsons Zeitschiff und ihrer gerade noch glücklich verlaufenen Rückkehr nach Marlos, hatte er stets ein solches Exemplar bei sich.

Spürte die seltsame Frau, die in ein hauchdünnes Gewand gehüllt war, die Auswirkungen, ohne daß sie eine Erklärung dafür hatte?

Rani stellte sich auf diese Möglichkeit ein.

Ihm sackten die Knie plötzlich weg, obwohl er in der Lage gewesen wäre, weiterhin aufrecht zu stehen. Die seltsame Bewohnerin dieses eisigen Appartements erwartete offensichtlich von ihm mehr Schwäche und Hilflosigkeit. Und so spielte er dies ihr vor. Das brachte ihn möglicherweise weiter, als wenn er den starken Mann markierte.

»Na also«, ertönte die klare, unpersönliche Stimme wieder. Und die Frau trat zwei Schritte auf ihn zu. Sie war wunderschön. Keine Falte gab es auf ihrer makellosen Haut. Die Fremde war höchstens zwanzig, wenn nicht jünger.

»Wer ich bin, wolltest du wissen, nicht wahr?« kam sie auf seine Frage zurück, nachdem er ihr zu Füßen lag, und der Schnee sanft auf ihn herabfiel.

»Ich bin – Charmaine Fraque…«

Ranis Lippen verzogen sich. »Madame Fraque?« echote er.

»Genau die…«

»Unmöglich! Madame Fraque – ist eine alte Frau…«

»Madame Fraque – war eine alte Frau! Sie ist es nicht mehr seit dieser Nacht. Begonnen hat es mit der Ankunft der beiden Fremden. Eine Frau und ein Mann kamen zu mir und wollten mich sprechen. Sie hatten noch Informationen über mich, die eine andere Zeit meines Lebens betrafen. Da befaßte ich mich mit Kräuterkunde und Heilexperimenten bei Menschen und Tieren. Nicht ganz uneigennützig. Die Experimente sollten in der Bevölkerung ein bestimmtes Bild von mir vermitteln. Gutmütig, hilfsbereit, ehrlich und liebenswert sollte die alte Frau erscheinen, die einsam in ihrem Hotel wohnte.

Womit sie sich seit über zehn Jahren wirklich befaßte, aber wußte kein Mensch.

Ich fürchtete mich davor, alt zu werden.

Ich tat alles, um den Alterungsprozeß hinauszuzögern. Zwischen meinem fünfzigsten und siebzigsten Lebensjahr suchte ich Ärzte und Professoren auf, die sich mit dem Phänomen der Verjüngung befaßten. Ich führte zahlreiche Kuren durch. Alles war nur eine geringfügige Verzögerung. Das Geheimnis der ewigen Gesundheit und Jugend – aber lag woanders… In der Natur, die ich zu ergründen und zu verstehen versuchte, lag es auch nicht. Also – war das Geheimnis

metaphysischer Art!

Durch einen Gast, der regelmäßig im Hotel abstieg, eine alte Lehrerin aus Lyon, erhielt ich ersten Einblick in Dinge, die hinter der uns sichtbaren Wirklichkeit liegen.

Das ist nun etwa zwölf Jahre her.

Da wurde der Grundstein gelegt zu dem, was ich heute bin. Hexerei und Magie ist im Spiel, die Kommunikation mit Mächten, die alter sind als die Menschheit – und die ihre Spuren überall auf der Erde hinterlassen haben, ist ausschlaggebend, um Dinge zu erreichen, von denen man schlichtweg behauptet, sie seien ›unmöglich‹.

Unmöglich das gibt es nicht. Ich bin das lebende Beispiel dafür!

Hast du jemals von Rha-Ta-N'my und Molochos gehört?«

Die Frage erfolgte unerwartet.

Und Mahays Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Nein – noch nie…«

Leises, überhebliches Lachen. »Du lügst gut, aber nicht gut genug für mich. Doch, du hast! Du weißt sogar besser über diese Großen im Reich der Finsternis Bescheid als andere. Nicht umsonst spüre ich die Signale so stark, die mich veranlaßt haben, dich hierher zu locken…«

»Du hast mich hierher gelockt?« flüsterte Rani.

»Nicht direkt. Erst, als ich deine Anwesenheit im Hotel bemerkte, wurde ich aktiv.«

Sie deutete auf den reglos am Tisch Sitzenden. »Er war bereits tot. Aber um dich dazu zu bringen, hierher zu kommen, ließ ich den Toten einfach schreien…«

*

Wäre die Situation nicht so bizarr gewesen, er hätte geglaubt, mit einer Wahnsinnigen zu sprechen. Aber wenn er die jugendliche Madame Fraque für wahnsinnig hielt, dann mußte er es selbst auch sein… Denn was er sah, konnte man mit gesundem Verstand nicht begreifen.

»Tote schreien nicht mehr«, antwortete er rauh.

»Doch, bei mir schon. Wer Molochos und Rha-Ta-N'my bis in die tiefsten Gründe seines Herzens und seiner Seele liebt, vermag noch mehr. Ich kann Tote sogar sprechen und herumgeben lassen – wenn ich will…«

Trotz der Kälte merkte Rani, wie ihm innerlich heiß wurde.

»Du weißt, von wem ich spreche«, fuhr Charmaine Fraque fort. »Auch wenn du es ableugnest. Du bist gekommen, um herauszufinden, was für eine Macht sie hier haben. Jeder, der versucht, dies zu ergründen, jeder, der mir böse gesinnt ist – bekommt meine Macht zu spüren. Ich laß' ihn nicht mehr los…«

»Ich bin dir nicht böse gesinnt. Ich bin durch einen Zufall hier. Eine Freundin von mir ist in diesem Haus abgestiegen. Ich erhielt Kenntnis davon. Und ich wollte wissen, was mit ihr geschehen war. Ich habe sie tot gefunden. Sie liegt da auf dem Boden vor mir. Hier sind einige recht undurchsichtige Dinge geschehen. Und du hast damit zu tun. Du behauptest, Charmeine Fraque zu sein? O nein – das bist du nicht, die alte, merkwürdige Madame Fraque, die anderen half, um…«

Da begann sie zu lachen und übertönte seine Worte. »Alt? Ehrwürdig? Hilfsbereit? Von wem sprichst du? Das alles waren nur Vorspiegelungen, damit ich hier mein wirkliches Leben führen meine wirklichen Interessen in die Tat umsetzen konnte. Ich betrieb schwarze Magie und führte Rituale in Molochos und Rha-Ta-N'mys Sinn. Ich erlernte die Praktiken von jener Frau, die so oft Gast in diesem Haus war. Sie überzeugte mich. Wir hatten unterschiedliche Ziele. Sie strebte an, die sichtbare und unsichtbare Welt zu durcheilen, die Welt der Geister und Dämonen sehen zu können, und sie wollte ein Teil von ihnen sein… ich dagegen strebte nach Jugend, Schönheit, Unvergänglichkeit. Jene alte Lehrerin aus Lyon, von der ich dir erzählt habe, zog schließlich ganz hier ein. Sie versprach mir, für das zu sorgen, was ich tief in meinem Herzen wünschte. Dafür stellte sie eine Bedingung: alle Räume des Hotels sollten ihr zur Verfügung stehen, um allen, mit denen sie in ihrem Leben zu tun hatte, Unterkunft zu gewähren – nach deren Tod.

Ein merkwürdiger, unheimlicher Vertrag, nicht wahr? Das dachte ich zunächst auch. Doch ich willigte ein. Es war mein Glück. Die Frau aus Lyon und die Menschen aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis sind heute Dauergäste in diesem Haus. Manchmal sind sie zu sehen, manchmal nicht. Sie leben in einem Reich zwischen Sein und Nichtsein… und sie führen ihre Rituale fort. Wie auch ich die meinen fortsetzen werde. Denn inzwischen gehöre ich zu ihnen und bin eingeweiht in die Geheimnisse einer Welt, die uns umgibt, auch wenn wir sie nicht sehen.

Mehr als zehn Jahre waren notwendig, um diesen Tag herbeizuführen.

Claudia Sevoir, das junge Mädchen aus Cereste, war schon lange von mir auserwählt, das Opfer zu sein. Ich erwarb ihre Freundschaft und Zuneigung. Das war Teil meines Plans, sie an mich zu binden. Ich mußte nur eine günstige Zeit erwischen, um das erste Opfer – das meinen Freunden in den Zimmern gehört – bereit zu stellen. Der Zufall kam mir zu Hilfe.

Da tauchte das Paar auf…«

Sie sprach von Camilla Davies und Alan Kennan, deren Namen sie nicht kennengelernt hatte.

»Ich ergriff sofort meine Chance… ich rief meine Freunde. Und sie

töteten die Fremde. Zu Ehren Rha-Ta-N'mys, die ein Recht darauf hat…«

Sie sagte es mit höhnischer, arrogant klingender Stimme.

»Dämonen haben kein Recht, schon gar nicht das, Opfer zu verlangen…«, preßte Rani Mahay hervor.

»Der Mann konnte auf rätselhafte Weise entkommen«, fuhr sie ungerührt fort. »Ich habe zu spät reagiert. Es ist merkwürdig, obwohl er offensichtlich über parapsychische Fähigkeiten verfügte, konnte er das Hotel verlassen. Das ist normalerweise nicht der Fall. Wer solche Fähigkeiten besitzt, wird sie in der Nähe dieses Hauses verlieren und in den Schacht stürzen, den meine Freunde errichtet haben… es muß also etwas anderes sein, das ihn gerettet hat. Seitdem bin ich vorsichtig. Hier aus diesem Zimmer kann nur jemand heraus, wenn ich es will…«

Mahays Herzschlag stockte.

Whiss! Er war ein Bündel parapsychisch geladener Energie! Er hatte nicht erkannt, daß die Atmosphäre, die dieses Hotel umgab, gefährlich für ihn war.

Der Schacht? Was meinte sie damit?

Er fragte nicht danach, um sie nicht unnötig auf eine Möglichkeit aufmerksam zu machen. Vielleicht war Whiss auch davongekommen, lag irgendwo benommen in einer Ecke und würde wieder auftauchen, wenn er dazu in der Lage war…

»Du hattest einen Begleiter, keinen Menschen… ein Etwas aus einer anderen Dimension«, sagte die junge Frau da, als hätte sie Ranis Gedanken erraten. »Er wird nicht mehr wiederkommen – und du brauchst dir durch ihn keine Hoffnungen zu machen. Du hast ebenfalls keine Chance mehr. Du wirst sterben. Weil du ein Feind derer bist, die ich liebe und verehre und denen ich an diesem Ort ein Heiligtum errichten werde… mein Leben beginnt neu in dieser Nacht. Claudia Sevoir ist dem Ruf gefolgt. Und ihr Körper – ist nun der meine… Komm, komm mit«, sagte sie lockend wie eine Sirene. »Ich will dir zeigen, wo die Madame Fraque geblieben ist, die du zu treffen erwartet hast…«

Mit verführerischem Hüftschwung wandte sie sich ab, drehte ihm den Rücken zu und ging tiefer in den verschneiten Raum. Rani biß die Zähne zusammen und folgte ihr mit staksigen Schritten. Jeder war eine unvorstellbare Anstrengung für ihn. Der Inder wußte selbst nicht, wie er es schaffte, bis zu dem Himmelbett vorzukommen. Dort hielt er sich fest. Offensichtlich durch eine vom Reich der Finsternis verliehene magische Kraft war diese junge Madame Fraque in der Lage, die Lähmung, die die Kälte in seinen Gliedern bewirkte, günstig zu beeinflussen. Sie ließ die Kette etwas länger, blieb stehen und lächelte ihm erwartungsvoll zu.

»Schade«, sagte sie dann, »schade, daß meine Freunde nicht die deinen sind. Du gefällst mir. Wir würden ein ausgezeichnetes Paar abgeben, findest du nicht auch? Denn so – wie ich vor einigen Stunden noch war, hättest du wohl kaum Gefallen an mir gefunden…«

Rani sah jetzt, daß hinter dem weiterhin dicht fallenden Schnee eine mit einem Vorhang geschlossene Nische lag, in der ein Sessel stand. Der Vorhang war halbdurchsichtig.

Die schemenhaften Umrisse einer dort sitzenden Gestalt waren zu erkennen.

Kraftvoll zog Charmaine Fraque den Vorhang zurück.

Mahay stöhnte.

Im Sessel dahinter saß eine uralte Frau, verwelkt, kraftlos, das Atmen fiel ihr schwer.

»Das ist – Madame Fraque, das war ich…«, vernahm er wie aus unwirklicher Ferne die Stimme der jungen Frau. »Claudia Sevoir war das Opfer, auf das ich in dieser Nacht gewartet habe. Ihre Seele, ihre Lebenskraft habe ich aufgesogen. Ihr Körper nahm mein Aussehen, meine Kraftlosigkeit an. Der Tausch der Seelen ist vollzogen. Während ich weiterleben werde mit dem jungen Körper Claudias, wird die junge Claudia in meinem alten Körper sterben…«

Die stumpfen, matten Augen der alten Frau im Sessel waren flehentlich auf Mahay gerichtet, die vertrockneten Hände zitterten, lösten sich mühsam vom Schoß, und einen Moment sah es so aus, als wolle die Alte ihre Hände hilfesuchend nach dem Inder ausstrecken, dem das Grauen die Kehle zuschnürte.

Dann fielen die runzligen Hände in den Schoß zurück. Die Lebenskraft war aufgebraucht, und die junge Claudia Sevoir starb in dieser Sekunde im uralten Körper der Madame Fraque…

Über Ranis Lippen drang ein Stöhnen.

Seine Fingernägel krallten sich in das harte Holz einer der vier Säulen, die den Himmel des Bettes trugen.

»Du siehst, ich habe dich nicht belogen«, fuhr die junge Madame Fraque fort. »Ich habe ihren Körper übernommen – und damit viel Zeit gewonnen. Für mich beginnt ein neuer Lebensabschnitt, für dich endet er. Denn das, was mir zuteil wird, muß belohnt werden. Ich habe von Molochos und Rha-Ta-N'my viel erhalten, ich stehe in ihrer Schuld. Ich kann nicht zulassen, daß Menschen wie du nach einem Weg suchen, ihre Einflüsse einzuschränken oder gar zu zerstören. Ich sehne mich nach der Wiederkunft der Dämonengöttin… ich kann die Sehnsucht meiner Freunde verstehen, die hier wohnen, ohne daß jemand von ihnen weiß. Ich werde dich mit frohem Herzen ihnen überlassen… Aber zuvor muß ich noch etwas erledigen. Damit du siehst, wie stark meine Macht schon ist und daß ich nichts übersehe. Gehen wir zurück zu Jean-Paul…, der Claudia Sevoir begleitet hat. Er

stammt wie sie aus Cereste.

Claudia war ein leichtfertiges Ding.Wenn sie verschwunden ist, wird eskein großes Geschrei geben. Sie ist mal wieder ausgerissen. Nach Paris. Sie hat so unruhiges Blut… kein Mensch wird sich darüber Gedanken machen, warum sie sich plötzlich so verändert hat. Sie war jahrelang meine Marionette, und den Sinn des Bösen habe ich ihr eingepflanzt, damit sie sich besser für meine Zwecke eignet. Hierher wird niemand kommen, um sie zu suchen. Sollte wider Erwarten doch eine Suchaktion stattfinden, wird man weder die junge Madame Fraque finden, noch die alte Frau dort im Sessel. Und selbst wenn sie jemand zu Gesicht bekäme, würde wohl niemand auf die Idee kommen, daß es sich um eine um mehr als achtzig Jahre gealterte Claudia Sevoir handelt…«

Was sie sagte, klang böse. Und sie sah auch böse aus. Sie lebte im Sinn Rha-Ta-N'mys und Molochos', und Rani war sich im klaren darüber, daß von dieser Person und ihren geheimnisvollen Freunden noch weitere Gefahren und Aktivitäten ausgehen würden. Die Mächte der Finsternis waren in diesem Haus bestens vertreten.

Mahay unternahm einen konzentrierten Versuch sich nach Marlos abzusetzen. Er konnte aus dem Raum, in dem der Schnee nun schon zehn Zentimeter hoch lag, nicht entfliehen.

»Ich habe Macht über die Elemente«, gab Madame Fraque ihm bekannt. »Ich könnte flüssige Lava durch das Haus schicken, einen Sandsturm entfachen und könnte dich durch die unbarmherzige Gluthitze einer Wüste schicken, aber ich liebe den Schnee, die Kälte… und die Magie, die ihm anhaftet, hält dich hier fest, zwingt dich unter meine Macht, der du ein Feind meiner Freunde bist.«

Sie ging an ihm vorüber. Ihre samtige Haut schimmerte verführerisch durch das dünne, schleierartige Gewand, das sie trug.

Mahay wandte den Kopf, blickte ihr nach und fürchtete, erneut in die Knie zu gehen, wenn er den Stützpfosten los ließ, um den Raum zu durchqueren.

Das Schneien ließ nach.

Charmaine Fraque stellte sich hinter die Gestalt, die erstarrt und schneebedeckt am Tisch saß.

»Du wirst dich jetzt erheben, Jean-Paul… du wirst zu deinem Auto gehen und nach Cereste zurückfahren…« Dies sagte sie auf französisch. Und dann sprach sie noch ein paar Worte, die so furchtbar klangen, daß sie Furcht erzeugten, ohne daß Mahay ihren Sinn verstand.

Es war die Sprache, die Rha-Ta-N'my gesprochen hatte, als sie noch auf der Erde weilte. Dumpf klingende, gutturale Laute, Worte, die das personifizierte Grauen darstellten… In dieser Sprache verständigten sich die, die Rha-Ta-N'my auf der Erde zurückgelassen

hatte, jene Sippschaft, die daran arbeitete, die ewige Rückkehr der Dämonengöttin vorzubereiten. Und offenbar war ein besonders günstiger Zeitpunkt angebrochen, diese Absicht zu verwirklichen. Die Kräfte des Bösen formierten sich nach Hellmarks Niederlage erneut. Allen voran preschte Molochos, der heimtückische Dämonenfürst.

Rani wußte, daß er nicht träumte, als er Dinge sah, die in einen Alptraum gehörten.

Der Schnee auf dem Haupt des jungen Franzosen begann zu schmelzen. Kleine Rinnsale liefen über sein Antlitz und trockneten im nächsten Moment ab.

Der Mann erhob sich, ohne mit der Wimper zu zucken. Er ging um den Tisch herum und schien die seltsame Umgebung gar nicht wahrzunehmen.

Die große Zimmertür öffnete sich weit, ohne daß jemand Hand angelegt hätte.

Jean-Paul ging durch den Korridor, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Madame Fraque blieb in dem Raum, in dem es aufgehört hatte zu schneien.

Sie sah dem Bäcker aus Cereste nach.

Auch Mahay tat es. Er blickte in den düsteren langen Korridor wie in einen Tunnel. Der Davongehende, der vor wenigen Minuten noch tot gewesen war, bewegte sich wie ein Zombie, den fremder Wille steuerte.

Die Tür klappte ins Schloß. Jean-Paul Larusse entschwand ihren Blicken.

Wenige Augenblicke später hörte man, wie ein Automotor gestartet wurde. Das Motorengeräusch war unterhalb des Hügels, schwoll einen Moment an und verebbte dann.

»Er fährt zurück nach Cereste«, wandte sich Charmaine Fraque wie selbstverständlich an Mahay. »Ein toter Mann, der zum zweiten Mal sterben wird in dieser Nacht. Nur auf andere Weise. Niemand wird auf die Idee kommen, eine große Suchaktion nach ihm zu starten. Denn – Jean-Paul, der Bäcker starb schließlich in seinem Bett. Ein Vergnügen, das ich dir nicht gönnen werde…«

Mahay wäre der teuflischen Frau am liebsten an die Gurgel gesprungen, um ihren Redefluß zu stoppen.

»Kommt, meine Freunde… ich überlasse ihn euch. Kommt aus euren Zimmern!«

Sie trat zur Seite, und Mahay konnte den ganzen Korridor überblicken.

Eine Tür nach der anderen öffnete sich.

Und dann kamen sie heraus! Einer vorne weg in tänzerischem, wiegendem Gang. Seltsame, bizarre Gestalten mit Männern- und Frauenkörpern und Tierköpfen, die auf den Schultern wippten und

aussahen, als wären sie übergroß geratene Masken, die sie sich aufgesetzt hätten.

Es wurden immer mehr.

Und jeder sah anders aus.

Federnd kamen sie näher, zehn, sechzehn, zwanzig…

»Sie haben alle auf ihre Weise Rha-Ta-N'my und Molochos gedient… sie zeigen sich, wie sie nun wirklich geworden sind. Denn nur in dieser Gestalt können sie die Grenzen überschreiten, die die sichtbare Welt von der unsichtbaren der Geister unterscheidet.«

Charmaine Fraque lachte leise.

Sie klatschte in die Hände zum Rhythmus der Bewegungen, die nach lautloser Musik erfolgten, die aus einer anderen Sphäre kam und nur die Geisterhaften erreichte.

Die verjüngte Frau, die Claudia Sevoir das Leben ausgesaugt hatte, warf einen Blick auf die tote Camilla Davies und sah dann Rani Mahay an. Der Inder wußte, was ihn erwartete, als er die schrecklichen Hände mit den metallisch blitzenden, rasiermesserscharfen Fingernägeln sah…

*

Macabros rutschte dem Mann entgegen, der mit ihm die düstere Zelle teilte.

»Harry!«

Carson atmete schnell, schlug die Augen auf und blickte verwirrt auf Macabros. Er wollte etwas sagen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Man sah Carson an, daß die Finsterlinge von Krosh ihn fertig gemacht hatten. Sie hatten ihn niedergeschlagen.

»Unkraut… vergeht nicht… Björn«, sagte Carson dann gepreßt, und man sah ihm trotz des erzwungenen Lächelns an, daß jedes Wort ihm noch Schwierigkeiten bereitete. Mit dem Namen »Björn« hatte Macabros sich dem Amerikaner bekannt gemacht. »Sie können… noch schlimmer… sein… Da bin ich quasi… noch mal mit 'nem blauen Auge davongekommen.!«

Er versuchte sich aufzurichten. Aber es war ihm genauso unmöglich wie Macabros. Auch Harry Carson war verschnürt wie ein Paket. Nur mit dem Unterschied, daß seine Fesseln keine Widerhaken trugen und nicht aus Stahlseilen bestanden.

Als Carson so weit zu sich gekommen war, daß er selbst bei dem schwärzlich-roten Licht diesen Unterschied wahrnahm, schüttelte er verwundert den Kopf.

»Möchte bloß wissen, wie du das aushältst«, sagte er irritiert.

»Mach' dir keine Sorgen… Bevor ich in Xantilon strandete, hatte

ich ein paar Nachhilfestunden bei einem indischen Fakir.«

»Hast du Schmerzen?«

»Kaum«, redete Macabros sich heraus.

»Möchte nur wissen, weshalb sie dich anders behandeln, als mich.«

»Sie werden schon einen Grund haben…«

»Den wir wahrscheinlich bald erfahren werden«, stimmte Harry Carson ihm zu. »Ich dachte, die Burschen einigermaßen zu kennen. Lange genug habe ich sie beobachtet, aber sie sind noch immer für Überraschungen gut.«

»Erzähl' mir einiges darüber«, forderte Macabros ihn auf. »Ich weiß kaum etwas über sie.«

»Die Finsterlinge leben in einer Dimension im Innern des Götzen«, begann er bereitwillig. Es gelang ihm, sich so weit herumzurollen, daß er mit dem Rücken gegen die Wand der Zelle kam und sich mit Hilfe der Mauer ein wenig aufrichten konnte. Die breiten Fesseln waren so dicht aneinander gelegt, daß er aussah wie eine bandagierte Mumie. »Ich lebe seit vielen Jahren in dieser Wildnis und fand Kontakt zu vielen Stämmen, die die Methoden der Traphilen nicht billigen. Aber auch nicht ändern können… Mit Hilfe ihrer unirdischen Freunde, den Priestern, sind die Traphilen sehr mächtig. Sie scheinen sich in der Tat darauf einzurichten, zum herrschenden Volk in dieser Welt zu werden. Ich habe meinen Freunden versprochen, dies zu verhindern. Ich wollte das Rätsel der Finsterlinge ergründen und gleichzeitig die Suche nach dem ›Singenden Fahsaals‹ in die Wege leiten. Einer der Finsterlinge muß darüber hundertprozentig Bescheid wissen. Und die enorme Macht, die durch das ›Fahsaals‹ weitergegeben werden kann, war für mich Grund genug, alles auf eine Karte zu setzen…

Ich wartete den günstigsten Zeitpunkt ab, da es keine Wachen und keine Priester in der Nähe des Götzen gibt. Ein rituelles Gesetz schreibt vor, daß dreimal vor Sonnenaufgang sich niemand in der Nähe des Götzen aufhalten darf. Ich habe es bereits zweimal gewagt, diesen Zeitpunkt für mich zu nutzen. Später wurde ich dann – mitten in Krosh – doch von den Finsterlingen entdeckt und gefangengenommen. Wie auch diesmal wieder. Zweimal gelang mir die Flucht. Ich hatte einfach Glück. Diesmal, beim dritten Mal, habe ich nicht mehr das Gefühl, wieder davonzukommen. Die Finsterlinge werden keinen Pardon mehr mit mir kennen. Zweimal hatte ich die Gelegenheit, den, der über das ›Singende Fahsaals‹ etwas weiß, zu finden. Es heißt, daß die Finsterlinge ihn gefangenhalten. Ich habe ihn bisher nicht entdeckt.«

»Man sagt, daß das ›Singende Fahsaals‹ im Nebelland zu finden sein soll«, meinte Macabros. »Wer ins Nebel-Labyrinth des Tschonn eindringt, hat Chancen, etwas darüber zu erfahren… Was stimmt denn nun?«

»Vielleicht weder das eine noch das andere. Es gibt tausend Versionen, wo das ›Fahsaals‹ sein soll… Irgendwo aber muß man ja anfangen. Wie kommst du hierher? Was ist mit dir passiert?«

»Du bist mir erst deine Geschichte noch schuldig«, wich Macabros aus. »Dann bin ich an der Reihe…«

»Allzuviel gibt's da nicht mehr zu berichten…«

»O doch… denke an die Männer in Schwarz, Harry.«

»Ich war ihnen auf der Spur. Durch einen dummen Zufall. Ich war eines Abends mit dem Wagen unterwegs, von Denver nach Englewood. Es war ziemlich spät. Ich war allein auf nächtlicher Tour. Da sah ich ein Licht, das vom Himmel kam. Ich sah, wie es hinter einem Waldstück verschwand. Ein UFO, dachte ich. Zu der Zeit damals redete die ganze Welt davon. In den fünfziger Jahren gab's ja 'ne regelrechte Psychose… Ich weiß heute noch nicht, was es war. Ich stellte meinen Wagen am Straßenrand ab, rannte querfeldein, wollte zu dem Licht – und mußte schließlich erkennen, daß es mich schon umgab.

Ich sah mehrere Gestalten. Menschen. Alles Männer. Sie trugen schwarze Anzüge und hatten schwarze Hüte auf dem Kopf. Ich kam mir vor, als wäre ich in eine Trauergesellschaft geraten. Einige Zeit davor hatte ich von einem Freund – er war Reporter – gehört, daß die Männer in Schwarz wirklich existieren und schlimme Dinge mit der Menschheit im Sinn haben. Ich war durch Zufall mitten in eine Art Besprechung von ihnen geraten. Sie sprachen über Zeitphänomene, über Veränderungen, die herbeigeführt werden sollten… Weiteres konnte ich nicht erfahren. Sie entdeckten mich. Einen Moment sah es so aus, als wollten sie mich auf der Stelle töten. Dann nahmen sie mich mit. Ich hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren, in einer seltsamen Mischung aus Licht und Dunkel in bodenlose Tiefe zu fallen.

Dann verlor ich das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Wald. Ich dachte, daß es der gleiche sei, vor dem ich mein Auto hatte stehen lassen und machte mich auf den Weg hinzugehen. Ich kam nie an. Ich geriet immer tiefer in die Wildnis, die es rings um Denver nicht gibt. Und Eingeborene, von denen ich entdeckt wurde, lebten dort auch nicht.

Ich dachte schon sehr schnell an eine räumliche Versetzung. Vielleicht war ich durch irgendwelche, nicht alltägliche physikalische Erscheinungen auf unserer Erde, in einen anderen Erdteil versetzt worden. Nach Afrika zum Beispiel… oder nach Südamerika, in den Urwald von Yucatán… Aber nach und nach kam ich dahinter, daß ich offenbar in eine andere Zeit, eine ferne, vergangene Welt – oder auf einen fremden Stern geraten war.«

»Wie lange ist das her, seitdem du hier bist, Harry?«

»Keine Ahnung. Ich habe mir abgewöhnt, die Tage zu zählen… Sieh’ mich an, Björn! Für wie alt hältst du mich?«

Macabros musterte sein Gegenüber eine Zeitlang schweigend. »Wenn ich von den komischen Lichtverhältnissen absehe und davon, daß du nicht besonders gut rasiert bist, würde ich dich auf vierunddreißig, fünfunddreißig Jahre schätzen…«

Carson nickte. »Schon möglich. Ich war achtzehn, als ich an jenem Abend meine Schwester besuchen wollte. Demnach lebe ich seit sechzehn oder siebzehn Jahren in den Wäldern…«

Macabros erfuhr mehr darüber.

Carson war von den Eingeborenen, die ihn gefunden hatten und offenbar nicht mit den Traphilen identisch waren, aufgenommen und vollwertiges Mitglied dieser Gesellschaft geworden. Er lebte in den Wäldern, erlernte die Sprache, das Jagen, den Umgang mit Speer, Pfeil und Bogen… Wie einst der legendäre Tarzan lernte er, sich in einer neuen Welt zurechtzufinden und zu überleben.

Die Odyssee dieses Mannes klang unglaubwürdig. Aber sie stimmte!

Auch Macabros erzählte seine Geschichte. Ausführlich, so weit er sie vertreten konnte, ohne Harry Carsons Weltbild zu verschieben, der seit nunmehr siebzehn Jahren in den Wäldern hauste, in denen verschiedene Eingeborenenstämme lebten.

Er berichtete, wie er Bolonophom vom Stamm der Loarks kennengelernt hatte, und führte seine Anwesenheit hier im früheren Xantilon auf einen unglückseligen Zufall zurück, wie er in der Natur hin und wieder vorkam. »Die Risse und Spalten zwischen den Dimensionen, zwischen Raum und Zeit, sind nicht immer eng und dicht«, murmelte er. »Ich bin Opfer eines solchen Unfalls. Man hört manchmal davon, daß Menschen spurlos verschwinden und nie wieder auftauchen. Sie sind dann in einen solchen Spalt zwischen den Dimensionen gerutscht. Ich bin einsolches Opfer…«

»Und wie lange bist du schon hier?«

»Ein paar Tage.«

Harry Carsons Augen verengten sich. »Für die Kürze der Zeit kennst du schon erstaunlich gut die Sprache, die man hier spricht…«

»Ich habe mich seit jeher mit alten Sprachen beschäftigt«, beeilte sich Macabros zu erklären. »Das kam mir zugute. Sprachen aus der Anfangszeit der Zivilisation waren mein Hobby.«

»Und schon weißt auch du über das ›Singende Fahsaals‹ Bescheid…«

»Bolonophom hat mit mir darüber gesprochen.« Macabros erwähnte noch, daß er alles daransetzen wollte freizukommen, um den Freund zu befreien, um das ewig rituelle Morden in diesem Bezirk endlich zu beenden.

Carson schüttelte den Kopf. »Das schaffst du nicht, Kamerad. Laß' es dir von jemand sagen, der die Gegend besser kennt. Du schaffst es nicht ohne das ›Singende Fahsaals‹! Die Alten in den Eingeborenendörfern wissen es besser. Die Traphilen sind Handlanger der sieben Priester. An die kommt man nicht heran. Sie stehen unter dem besonderen Schutz der Krakengötter und des Schlafenden, der ihm furchtbar ähnlich sein muß. Jedenfalls heißt es so in den Legenden…«

»Und was berichten diese Legenden?«

»Daß der Schlafende von den Sternen kam. Ein Überbleibsel aus einer fernen Zeit, ein Relikt, im wahrsten Sinn des Wortes. Die Priester waren vollzählig und hielten den Glauben an den, den sie begleiteten, in einem gläsernen Schrein, sagt man, aufrecht. Wenn die Zeit der Opfer um ist und die Völker verändert wurden, wird der Schlafende vollends erwachen und wie ein Schatten über die Welt fallen. Sein Körper ist unvorstellbar groß. Alles schafft er aus seinem Geist. Er hat mehr Gliedmaßen als es Völker und Rassen auf Xantilon gibt, er hat mehr Gliedmaßen, als es Angehörige dieser Völker gibt. Deshalb mein Vergleich mit einem Kraken. In unterirdischen Becken halten die Finsterlinge und Priester welche – als Sinnbild für den Schlafenden, für den Götzen, der die Macht übernehmen soll mit den auserwählten Traphilen…«

»Glaubst du, daß die entführten und enthaupteten Loarks, die scheinbar als erste auserwählt sind, gewaltige Opfer zu bringen, diesen Kraken zum Fraß vorgeworfen werden?«

Der Gedanke kam Macabros ganz plötzlich.

»Möglich. Niemand weiß bisher, was aus denen wird, die als Kopflose in die Dimension des Steinernen Götzen eintauchen. Vielleicht ist der, der dies herausfindet – der Auserwählte, dem das ›Singende Fahsaals‹ zufällt. Es ist alles möglich.«

»Dir ist es nie gelungen, die Finsterlinge von Krosh, wie du sie bezeichnest, dazu zu bringen, eine Bemerkung über diese Dinge zu entlocken, nicht wahr, Harry?«

»Sie sagen überhaupt nichts. Sie haben keine Sprache. Manchmal bezweifle ich, ob es sich überhaupt um menschliche Wesen handelt. Sie erinnern mich an Geschöpfe vom Fließband, an Roboter… man kann sie nicht niederschlagen, sie bleiben nicht liegen, man kann sie nicht erstechen und erschießen. Nur eines soll möglich sein, hat mir ein alter Medizinmann anvertraut: ihnen mit einem einzigen Hieb den Kopf abzuschlagen. Nur so kann man sich von ihnen befreien…«

»Weil wir gerade davon sprechen, Harry. Vielleicht sollten wir das zunächst mit uns versuchen. Wir sind zu zweit, da müßte sich doch ein Weg finden lassen, sich gegenseitig zu helfen.«

»Du wirst es nicht glauben, Björn, aber ich hatte bereits den

gleichen Gedanken. Ich habe allerdings begonnen, darüber nachzudenken, ob die Finsterlinge nicht etwas Bestimmtes damit im Schild führen, daß sie uns zusammengelegt haben. Das ist bestimmt kein Zufall…«

»Um so eher sollten wir etwas unternehmen«, nickte Macabros, der die ganze Zeit über schon an der Lockerung seiner hartnäckigen Fesseln arbeitete, ohne erfolgreich zu sein. »Überraschen wir sie mit unseren Aktionen. Das ist besser als abzuwarten, ehe sie wieder aktiv werden.«

»Vielleicht hast du recht…«

Auch Harry Carson, der sich in der Welt der Vergangenheit zu einem wahren Abenteurer entwickelt hatte, war bereit, Aktivität zu entfalten.

Er war wieder zu Kräften gekommen, spannte seine Muskeln und lockerte sie wieder, um auf diese Weise seine Fesseln zu dehnen.

Er arbeitete unablässig, rhythmisch und kraftvoll.

»Es bringt nicht viel«, sagte er nach einiger Zeit.

»Vielleicht doch…«, reagierte Macabros, dem ein Gedanke gekommen war. Er rutschte näher an Carson heran. »Manchmal ist es doch etwas wert, wenn einer mit Stacheldraht gefesselt wird. Komm' so nah wie möglich an mich 'ran, Harry. Die Haken gehen nicht nur nach innen, sondern auch nach außen. Damit ritzen wir deine Fesseln auf…«

»Teufel!« entrann es Carson, und es klang begeistert. »Die Idee könnte von mir sein…«

Der Versuch war mühselig, aber sinnvoll. Schon nach wenigen Minuten zeigte sich der erste Erfolg.

Eins der fingerbreiten Bänder war angeschlitzt und platzte unter der Spannung und dem Druck der scharfen Widerhaken mit vernehmlichem Knacken.

Unermüdlich arbeiteten die beiden Gefesselten weiter. Dann endlich hatte Carson die Hände frei. Von da an liefen die Dinge wie am Schnürchen. Er konnte sich aus eigener Kraft von den restlichen Fesseln befreien.

»So, und nun bist du an der Reihe, ich…« Weiter kam der von den Männern in Schwarz Entführte nicht. Schwere Schritte näherten sich der vergitterten Zelle, in der sie untergebracht waren.

Ein starkes grünes Licht war in der schwarz-roten Dunkelheit zu sehen, die Augen eines gepanzerten Finsterlings…

Rasch kam er näher.

»Damned«, stieß Carson hervor und blieb zusammengekauert am Boden sitzen. In der Kürze der Zeit bis zur Annäherung war es unmöglich, daß auch Macabros' wesentlich kompliziertere Fessel noch beseitigt werden konnte.

Der Finsterling war an der Gittertür. Ein Stab drehte sich in der Schloßöffnung, die Tür schwang nach innen.

Die grünleuchtenden Augen waren wie gespenstische Scheinwerfer, denen nichts entging.

Carson wußte, daß er nun nichts mehr dem Zufall überlassen durfte.

Er sprang auf mit der Behendigkeit eines Mannes, der es gewohnt war, sich an Lianen von Ast zu Ast zu schwingen. Wie eine Feder schnellte er neben dem eintretenden Finsterling in die Höhe.

Seine Rechte ruckte nach vorn. Der Finsterling war in der einen Hand mit einem Speer, in der anderen mit einem Schwert bewaffnet.

Carson entriß ihm das Schwert, ehe es auch nur einen Zentimeter in die Höhe kam. Der Angriff traf den Eintretenden völlig unerwartet. Carson nutzte das Überraschungsmoment voll aus.

Das Schwert zischte durch die Luft, und der Hieb zeigte, daß Harry Carson eine Klinge zu führen wußte.

Er trennte mit einem einzigen Hieb den Kopf von der Schulter des Gepanzerten.

*

Der große Helm schlug zu Boden. Die grünen Augen flackerten, das saugende, ziehende Atemgeräusch wurde zu einem leisen Zischen und verebbte in dem Augenblick, als das Leuchten in den Augen vollends erlosch.

Der schwere, mit der schwarzen Rüstung ummantelte Körper kippte auf die Seite. Dort, wo der Kopf gesessen hatte, zitterten fingerdicke Tentakel, die wie Nervenstränge durchtrennt worden waren. Eine klebrige, schwarze Flüssigkeit quoll träge aus den Schnittstellen hervor. Kein Blut!

»Ich hab's gewußt«, stieß Harry Carson hervor. »Ich hab' gewußt, daß sie nicht menschlicher Art sind…« Er beeilte sich, Macabros' Fesseln zu lösen. Das war jetzt mit Hilfe des scharfen Schwertes leichter als zuvor.

Dann sahen sie sich den »Toten« näher an…

Carson klappte den Helm zurück, hinter dem stets das ziehende Atemgeräusch zu vernehmen gewesen war.

Da gab es kein Gesicht. Eine gallertartige, mit Runzeln und Schwarten versehene Kugel befand sich hinter dem spitzen Vogelschnabel-Visier. Und diese Gallertkugel schnurrte und schrumpfte weiter zusammen und wurde zu einem ausgetrockneten, welken Etwas, an dem ebenfalls Tentakel-Auswüchse hingen. Im Helm war außerdem ein handgroßes Gerät befestigt, ein kleiner schwarzer Kasten, aus dem schwarze, ebenfalls wie Tentakel aussehende Kabel

ragten. Zwei davon im oberen »Kopfteil« waren mit abgeplatteten Kugeln versehen.

»Das waren die Augen«, bemerkte Carson. Er war erregt und schien vergessen zu haben, wo er sich befand und daß sie eigentlich eine Flucht im Sinn hatten.

»Die Finsterlinge sind eine Art Roboter«, murmelte er.

Macabros hatte inzwischen versucht, die starke eiserne Rüstung zu öffnen. Nur unmittelbar neben der Schnittstelle in Schulterhöhe war es ihm möglich: Ein Mensch aus Fleisch und Blut lag vor ihm. Wobei der Begriff »Blut« allerdings nicht mehr hierher paßte. Es war nur ein kopfloser fleischlicher Körper, der mit der Gallertkugel und dem schwarzen Kästchen funktionstüchtig ausgestattet worden war.

Schon in diesem Moment kam Macabros ein erster, grauenhafter Verdacht, der kurze Zeit später auf dramatische Weise bestätigt werden sollte…

*

Sie hielten sich keine Sekunde länger als nötig in ihrem Gefängnis auf, dessen Tür durch den unerwarteten Besuch des Finsterlings weit offen stand.

Macabros nahm den Speer aus der eisernen Hand des am Boden Liegenden und huschte mit Harry Carson nach draußen.

»Zuerst müssen wir uns in Sicherheit bringen«, flüsterte der Amerikaner.

»Aber da sind Bolonophom und die Frauen«, wandte Macabros ein.

»Wir kümmern uns später um sie.«

Sie liefen durch das schwarz-rote Dunkel, passierten kurz hintereinander mehrere der tentakelumgürteten Quader und kamen dann in einen riesigen Korridor, der direkt in ein rötliches Glühen führte.

»Ich kenne einen Ausgang. Ob wir allerdings durchkommen, steht auf einem anderen Blatt«, sagte Carson einmal, der in diesem gigantischen Labyrinth die Führung übernommen hatte.

»Sieht nicht so aus«, entgegnete Macabros. »Da vorn sind welche…«

Sie kamen von links. Eine Hundertschaft von Finsterlingen. Es war die Richtung, die Carson ursprünglich einschlagen wollte.

Er zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und wandte sich in die entgegengesetzte Richtung.

Eine dunkle, lebende Mauer, in der es unheilvoll grün glühte, kam auch hier auf sie zu.

Die Finsterlinge von Krosh!

»Sie sind alarmiert. Sie wollen uns den Weg abschneiden. Sieht

nicht gut aus, old fellow!« knurrte Carson gereizt. »Bleibt nur ein Weg, wenn wir uns nicht niederwalzen lassen wollen: immer geradeaus schnurstracks zwischen den beiden Quadern entlang…«

»Noch haben sie uns nicht gesehen, vielleicht ist das unsere Chance«, wisperte Macabros.

Sie liefen unwillkürlich geduckt weiter und beeilten sich, die Quader zu erreichen. Die Finsterlinge, die von drei Seiten nun auf sie zurückten, marschierten im gleichen Tempo weiter.

Das rötliche Glühen hüllte die beiden Flüchtlinge ein. Die Quader hatten mindestens eine Länge von hundert Metern.

Sie ragten links und rechts neben den klein wirkenden Gestalten auf wie zwei Berge.

Auf der anderen Seite des durch die Quader gebildeten Tores dehnte sich eine nicht minder riesige Halle aus. Aber sie war anders als die, aus der sie kamen.

Carson und Macabros blieben wie vor einer unsichtbaren Wand stehen.

Was sie sahen, klärte schlagartig ein Rätsel, machte sie aber gleichzeitig auch bekannt mit der vollen Grausamkeit, zu der die Priester und ihre schlafende Gottheit fähig waren.

Schatten und geheimnisvolles rötliches Licht, das aus den Wänden zu dringen schien, ließ die Szene noch unglaublicher, noch gespenstischer erscheinen…

Die Schatten waren wie lange, schmale Bahnen, schwarzes Licht, das strahlenförmig oberhalb der hinteren Wand in die Halle fiel. In der schwarzen, strahlenförmigen Bahn waren menschliche Gestalten zu erkennen. Kopflos! Das waren die Loarks, die von den Priestern mit den Schwertern aus einer anderen Welt enthauptet worden waren!

Wie Marionetten bewegten sich die Loarks auf den langen, strahlenförmigen Schatten. Diese Schatten führten eine Art Eigenleben. Von der inneren Seite her stiegen wie Rauchfahnen schmale Streifen empor, bewegten sich auf die eintretenden Kopflosen zu. Die Schatten umhüllten jeweils einen Enthaupteten. Die seltsamen Schattenarme – und wieder wurden Carson und Macabros an Tentakel erinnert – formten am Körper und hielten sich besonders lange an der Schulterpartie auf. Macabros und Harry Carson wurden Zeugen, daß aus dem Nichts heraus dicke, mit Auswüchsen versehene Kugeln glitten. Wie in einem Scherenschnittfilm bekamen Macabros und Carson mit, daß während des Passierens des Schattens am Halsstumpf Tentakel entstanden waren, die von diesem Schattenarm mit den Tentakeln an der Kugel verbunden waren.

Dann ragte ein anderer Zweig des Schattens hervor, und als der Loark daraus hervorkam, war er ein gepanzerter Finsterling!

Macabros schloß zwei Sekunden die Augen…

Er begriff mit einem Mal alles.

Die Loarks waren auserwählt als »Grundmaterial«. Sie wurden enthauptet mit einem Schwert, das sie nicht vollends tötete. Die Priester schickten sie in das Innere des Götzen, und hier wurden sie umfunktioniert, zu Finsterlingen präpariert, durch – ein Schattenwesen aus einer anderen Dimension…

Es wurde geistig tätig, bearbeitete Materie und schuf sich eine Armee von Abhängigen. Technik und okkulte Praktiken gingen hier eine Symbiose ein.

Der Schlafende war bereits aktiv, vielleicht nur im Traum oder im Unterbewußtsein. Wie würde seine grauenvolle Herrschaft erst aussehen, wenn er erwachte?!

Macabros graute davor, sich dies vorzustellen, und er war nur noch von einem Gedanken besessen: diesem Spuk ein Ende zu bereiten.

»Das ist nur möglich, indem wir die Priester in unsere Gewalt bringen«, sagte er unvermittelt und setzte voraus, daß durch Harry Carsons Hirn gleiche Überlegungen gegangen waren. »Sie sind der Schlüssel zu allem. Wenn sie nicht mehr aktiv werden können, sind die Eingeborenen des Traphilen-Stammes schwach, dann werden keine Loarks mehr versuchen, sich in ein tödliches Abenteuer zu stürzen und Loark-Frauen werden nicht mehr den lautlosen Hypnoseruf der PSI-begabten Priester in ihren Städten und Dörfern vernehmen. Alle Möglichkeiten sind schlagartig abgeblockt. Wir müssen einen Weg finden, so schnell und unauffällig wie möglich hier herauszukommen, ohne in Kampfhandlungen verstrickt zu werden. Gegen die Übermacht haben wir kaum eine Chance. Nur durch Geschick…« Weiter kam er nicht.

Rauschen über ihnen!

Carson und Macabros warfen die Köpfe hoch, Macabros reagierte noch geistesgegenwärtig, packte seinen Begleiter am Kragen und riß ihn zur Seite.

Doch – zu spät!

Das riesige, mit Metallkugeln beschwerte Netz entfaltete sich und schlug über ihnen zusammen wie ein Mantel.

Im nächsten Moment begann der Kampf. Gegen das Netz, das sie in ihrer Bewegungsfreiheit einschränkte, und gegen die Finsterlinge, die von allen Seiten her plötzlich wie Pilze aus dem Boden schossen.

Macabros stieß die Lanze durch die Masche und wehrte den ersten Angreifer ab. Carson versuchte mit dem Schwert ein Loch in das Netz zu schlagen, unter dem er lag.

Das gelang ihm. Aber dann war er auch schon von zehn, zwölf, vierzehn Finsterlingen umgeben. Einem konnte er den Kopf abschlagen.

Durch das Schwert waren die Gestalten geschaffen worden, durch

das Schwert nur konnten sie wieder vernichtet werden…

Carson war zu sehr in die Maschen des Netzes verstrickt, um erfolgreicher sein zu können. Nach wenigen Augenblicken war er überwältigt, seines erbeuteten Schwertes wieder verlustig, und auch Macabros konnte gegen die Übermacht der Gegner, die ihn zu Boden warfen, nicht allzuviel ausrichten. Schon beim ersten Angriff brach eine Lanzenspitze auf der gepanzerten Brust eines Gegners ab und mit dem verbliebenen Rest schlug er solange um sich, bis auch ihn wieder starke Fesseln hinderten.

Harry Carson blutete aus einer klaffenden Stirnwunde. »Damit wären wir so weit wie vorhin«, sagte er hart. »Der ganze Aufwand hat sich nicht gelohnt…«

»Wer weiß«, orakelte Macabros. »Immerhin wissen wir mehr über die Finsterlinge, ihre Entstehung, ihre Abhängigkeit von den Priestern und dem Schlafenden. Einen Feind, den man kennt, kann man auch bekämpfen…«

»Wenn wir dazu noch mal kommen, Björn.«

»Abwarten!«

In der Mauer, gebildet von hunderten von Gepanzerten, entstand eine Gasse.

Hochaufgerichtet und stolz kamen sieben Priester auf Macabros und Carson zu. An ihrer Spitze Kophas, der »Oberste Siegelbewahrer und Wiederbringer«, wie er sich selbst betitelte.

Die Priester trugen an ihren Gewändern die gold- und silbernschimmernden Schwerter.

Mit hochmütigem Lächeln baute Kophas sich vor den beiden Gefangenen auf. »Eigentlich hatten wir etwas anderes vor«, sagte er laut, daß selbst das Rauschen und Summen aus der Halle, in der die Loarks umfunktioniert wurden, übertönt wurde. »Es war unsere Absicht, euch zusammenzubringen und eine Zeit zu beobachten. Daß ihr so schnell die Initiative ergreifen würdet, hätten wir nicht gedacht…«

»Es gibt immer wieder Überraschungen, Kophas«, meinte Macabros.

»Richtig«, nahm der Priester den Ball auf, »und wir haben deshalb auch eine für euch. Damit ihr nicht wieder auf dumme Gedanken kommt.« Bei diesen Worten hob er sein Schwert. Er mußte es wieder aus dem erstarrten Fluß, in dem der Schlafende ausharrte, zurückerhalten haben. Wie – das entzog sich Macabros' Kenntnis.

Kophas warf das Schwert in die Luft. Kerzengerade wie ein Pfeil stieg es empor. »Auf den die Spitze des Schwertes zeigt, der soll dem Kraken zum Fraß vorgeworfen werden, der andere soll in der heiligen, alle vernichtenden Flamme des Schlafenden umkommen«, sagte er.

Das Schwert drehte sich in der Luft, sauste wieder in die Tiefe und

blieb plötzlich wie von unsichtbaren Fäden gehalten in Augenhöhe vor den beiden Gefesselten in der Luft hängen.

Dann begann es sich zu drehen wie ein Uhrzeiger.

Die Spitze blieb schließlich auf Harry Carson hängen.

»Das Urteil ist gesprochen.«

Kophas nahm das Schwert wieder an sich. Carson und Macabros wurden in entgegengesetzte Richtungen abgeführt.

Macabros wandte den Kopf und sah, daß Harry Carsons Fesseln durchgeschnitten wurden, daß man ihn vor den Rand eines Beckens warf, in dem es rumorte. Es war ein riesiges Loch und schwarz, pulsierend und bedrohlich waberte ein riesiger Leib darin, an dem Fangarme wuchsen, die groß und dick wie ein Baumstamm waren.

Carson lag am Boden, und dann schloß ein dichter Kreis von Finsterlingen sich um den Ort der Hinrichtung, an den der Amerikaner gebracht worden war. Macabros konnte ihn nicht mehr sehen.

»Halte durch, Harry!« brüllte er. »Gib' nicht auf! Kämpfe bis zuletzt! Denke an das Nebel-Labyrinth des Tschonn und das ›Singende Fahsaals‹! Es gehört uns… die Zukunft gehört uns…«

»Alter Optimist!« rief Carson mit schwacher Stimme zurück. »Das Spiel ist gelaufen, Björn… wir haben keine Chance mehr.«

*

Dann verstummte Harry. Macabros wurde in einen anderen Teil der Halle geführt. Sie erinnerte ihn an einen Wald, in dem seltsam geformte Baumstämme ohne Zweige und Äste standen.

Die Stämme waren nicht glatt. Tentakel, die aus ihnen herausgewachsen waren, umschlangen sie.

An einen solchen Stamm wurde Macabros gebunden.

Mit starken Stahlseilen band man ihn fest, so daß er sich keinen Millimeter nach vorn beugen konnte.

Finsterlinge brachten unaufgefordert große Ballen heran, die sie rings um den Gefesselten aufschichteten.

Als die Ballen bis zu seinen Knien reichten, trat Kophas vor.

»Wir werden uns deiner entledigen, Unruhestifter!« stieß er hervor. »Ich hätte zwar gern noch einiges über dich gewußt. Aber mir scheint, es ist besser, dir keine Zeit zu schenken, sondern dich gleich zu zerstören. Du wirst vergehen – und dein Leben hier wird sich so fortsetzen, als wärst du nie in Erscheinung getreten.«

Er kam zwei weitere Schritte nach vorn und zündete den Stoß mit den brennbaren Ballen an.

Die Flammen griffen sofort um sich, stiegen prasselnd und kerzengerade empor. Die aufeinandergeschichteten Ballen brannten mit einer Intensität und einer Geschwindigkeit, als hätte man sie mit

Benzin übergossen.

Und mitten in dem lodernden Feuer stand Macabros…

*

Der Inder entsann sich der Fähigkeiten, die er besaß.

Mit bloßem Willen hatte er einst wilde Tiere in Schach gehalten, mit bloßem Willen auch manchen menschlichen Feind davon abgehalten, ihm den Garaus zu machen.

Nun wollte Rani die Gespenstischen in Molochos' und Rha-Ta-N'mys Diensten davon abhalten, sich ihm zu nähern.

Aber sie kamen heran, unaufhaltsam und füllten die Tür…

Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, die kalten, klammen Finger in die Hosentasche zu schieben und den faustgroßen Stein zu ertasten, den er bei sich trug. Er zog ihn hervor und hielt ihn den eintretenden Gespenstern aus der Welt zwischen Sein und Nichtsein entgegen!

Erfolg!

Die Geister wichen zurück, schlugen die Hände vor die Augen und waren einen Moment verwirrt.

Mahay bekam Luft, aber aus eigener Kraft hätte er noch immer nicht vermocht, sich dem Zugriff dieser psychischen Falle zu entwinden.

Schon begannen die wie von einem starken Licht geblendeten Geister sich wieder zu sammeln und den Bann abzuschütteln. Sie waren keine Dämonen und entstammten nicht dieser Welt. Ihre Wiege hatte in dieser Welt gestanden, und sie waren im Verlauf ihrer Entwicklung und ihres Lebens dämonengläubig und -abhängig geworden.

Es sah fast so aus, als würden gleiche Entwicklungen sich wiederholen, die in der Vergangenheit bereits zum Untergang der Insel Xantilon geführt hatten, ohne allerdings den Dämonen die absolute Macht über das Menschengeschlecht zu verschaffen. Nun, mit der Erfahrung und den Erkenntnissen von damals versuchten sie es noch mal.

Der Gedanke daran, daß es ihnen gelingen könnte, die Welt in das Chaos zu stürzen, verlieh dem sympathischen Inder noch mal unglaubliche Kräfte.

Mahay sprang nach vorn, direkt auf die grotesken Gestalten zu. Die Hand weit ausgestreckt, das Auge des Manja hielt er zwischen Daumen und Mittelfinger.

Die Nähe des versteinerten Auges ließ die Eindringlinge ein weiteres Mal zusammenzucken und sich abwenden.

Und mitten unter ihnen tauchte wie ein Geist aus dem Nichts

plötzlich eine Gestalt auf. Im gleichen Augenblick fuhr ein heftiger Windstoß durch den Korridor und wirbelte die unheimlichen Gestalten zur Seite.

Magie wurde gegen Magie eingesetzt! Nur das zeigte Wirkung. Und da die Frau, die jetzt noch vor ihm stand, davon etwas verstand und die Blitzartigkeit ihres Auftauchens geschickt nutzte, wurde dies seine Rettung.

Danielle de Barteaulieé, die treue Freundin, stand vor ihm, und riß ihn an sich.

Und noch ehe Charmaine Fraque einen ihrer tödlichen Tricks anwenden konnte oder die durcheinander gewirbelten Geister sich von dem Überraschungsangriff erholt hatten, veränderte sich schon die Umgebung.

Die Gespenstischen und der Korridor waren verschwunden. Wie eine Wohltat empfand er die gleichmäßige Wärme, die sein Blut wieder in Wallung brachte und die restlichen Schneeflocken im Nu wegschmolz.

Marlos! Er war auf Marlos. Danielle hatte es geschafft.

Und er nahm sie in die Arme, ohne ein Wort zu sagen…

*

Dann, nachdem ein paar Minuten vergangen waren, fand er seine Stimme wieder.

Er berichtete, was er erlebt hatte, und berichtete von seiner Sorge um Whiss, über dessen Schicksal er nichts wußte.

»Es gibt keinen Zweifel«, sagte er dann mit zunehmend festerer Stimme, nachdem der letzte Rest Kälte seinen Körper verlassen hatte, »Molochos und Rha-Ta-N'my errichten einen neuen Brückenkopf. Wir haben mit der Begegnung im Hotel Fraque in der Nähe von Cereste eine neue Niederlage einstecken müssen, das ist nicht zu leugnen. Da ist der Tod Camillas. Ihn können wir weder ungesühnt lassen, noch dürfen wir ihre Leiche den Bösen überlassen… da ist das Verschwinden von Whiss. Seine parapsychische Begabung hat eine automatische Dämonenfalle ausgelöst. Darauf waren sie eingerichtet. Aber die Magie, mit der du ihnen schließlich zu Leibe gerückt bist, konnten sie in der Eile nicht abblocken. Wie bist du eigentlich auf die Idee gekommen…«

»Dich zu suchen?«

»Ja…«

»Ich hatte plötzlich ein so ungutes Gefühl. Und da Alan erwacht war und mir eine genaue Beschreibung der Örtlichkeit geben konnte, bin ich kurzerhand hinteleportiert. Ich platzte mitten in die Geschichte hinein. Und da blieb mir nur noch, zu handeln…«

»Die Fähigkeit zu teleportieren, ist dir erhalten geblieben. Nicht mir. Wahrscheinlich weil sie geschützt war durch die Magie, die dich umgab…«, sinnierte Mahay. »In dem Raum, den Madame Fraque beherrschte, löschte sie alles in mir aus. Aber das war auf Ort und Zeit des Hotels beschränkt.

Es ist unerläßlich, daß wir noch mal in das Hotel zurückkehren. Nicht sofort, nicht in dieser Minute. Es ist Nacht in Frankreich. Die Nacht ist das Metier der Geister und Unheimlichen… wir werden uns nach Anbruch des Tages dort umsehen, Danielle.«

Sie nickte und war damit einverstanden.

»… der Tag wirkt sich für unser Unternehmen sicher günstiger aus. Wir' müssen hinter das Geheimnis des Hotels kommen und über die Person Madame Fraques vielleicht sogar an Molochos, der Björn und Carminia in seinen Klauen hat…«

Bei diesen Worten ballte Mahay unwillkürlich seine Hände zu Fäusten. »Es gibt viel zu tun…« Und er konnte es kaum erwarten, daß die nächsten Stunden vergingen und in Europa der Tag anbrach…

*

Noch vor diesem Tagesanbruch fand man Jean-Paul Larusse, den Bäcker, tot in seinem Bett.

Er war stets pünktlich um vier Uhr dreißig in der Backstube. Als er um fünf Uhr dort noch nicht erschienen war, sah sein Vater nach.

Ein sofort herbeigerufener Arzt konnte nichts mehr für ihn tun. Herzversagen, stellte der Doktor fest.

Während Rani Mahay es kaum erwarten konnte, daß der neue Tag anbrach, während in einer fernen Vergangenheit Macabros in Flammen gehüllt war und die Priester des Schlafenden ihn auslöschen wollten, schaffte man in der kleinen Ortschaft Cereste den Bäcker Jean-Paul in einem Sarg aus dem Haus.

Seltsam war, daß Körper und Haar des Toten von einer dünnen Schneeschicht bedeckt waren, als wäre Larusse gerade erst von draußen nach einem Spaziergang durch eine Winterlandschaft nach Hause zurückgekehrt.

Doch in Frankreich stand der Sommer vor der Tür…

ENDE